

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg, Burggraf von Nürnberg

Kanter, Erhard Waldemar

Berlin, 1911

4. Kirche und Reich

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-5241

4. Kirche und Reich.

Seitdem kurz nach der frechen Gewalttat von Anagni die Päpste in Avignon residierten und die scharfsinnigen Schriften der Sorbonne die Rechte der Kurie untersuchten und zerstückelten, hatte auch der gemeine Mann den Zweifel gelernt. Die nicht mehr aus St. Peter datierten Bullen verloren an Wert. Die schmachvolle, weil freiwillige Abhängigkeit von Frankreichs Herrschern, das sittenlose, üppige Leben an der Kurie und die dazu notwendigen Erpressungen und Finanzkniffe erbitterten die katholische Welt. Das Papsttum war nicht mehr der unerschütterliche Fels, an dem sich alle Gläubigen anlehnen konnten, nicht mehr der starke Schutz für alle Geistlichen gegen weltliche Unterdrückung. „Aus der Stadt der Apostelfürsten verbannt, war das Papsttum wie aus seiner Muttererde herausgerissen.“¹⁾ Frechster Nepotismus und unverhüllte Simonie

¹⁾ Pastor, Gesch. d. Päpste I, S. 80. Außer diesem Werke sind zur Einleitung dieses Kapitels vor allem benützt Hefele, Konziliengeschichte, Bd. 7 und 8, Aischbach, Gesch. Kaiser Sigmunds, Bd. II und III. Voigt, Enea Silvio de Piccolomini. Pücker, Kurfürstliche Neutralität usw. Rohrbacher-Knöpfler, Universalgesch. d. kath. Kirche, Bd. XXIII. Düg, Der Kardinal Nikol. v. Cusa, von Reumont, Gesch. Roms II, 2 und III, 1. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation. Joachimsohn, Gregor Heimburg. Rosmann, Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation. Sonchon, Die Papstwahlen von Bonifatius VIII. bis Urban VI.

machten sich an der Kurie mehr als je breit; ein Entrüstungsschrei der deutschen Nation antwortete, als der Vasall der französischen Könige, der sich Papst nennen ließ, den Kaiser Ludwig zu bannen wagte.

Dann kam die furchtbare Zeit, in der drei Päpste gleichzeitig für sich Obedienz verlangten, sich gegenseitig unter den widerlichsten Schimpfnamen bannten, im Reiche drei römische Könige sich gegenüberstanden. Hier endete Verzicht und Tod bald den Streit. Der sittenloseste der drei Könige, Sigmund, war berufen, das Schisma in der Kirche abzustellen.

Auf dem Konzile von Konstanz entsagten die drei Päpste ihrer Gewalt. Papst Martin V., energisch und zielbewußt, doch gleich seinen Vorgängern dem Golde hold, wurde gewählt. Nicht allzu viel war gewonnen; nur die beiden Beschlüsse des Konzils: „Sacrosancta“, nach dem ein rechtmäßig versammeltes Konzil in Dingen, die den Glauben berührten, auch über den Papst Gewalt und Strafrecht haben sollte, und „Frequens“, nach dem die Päpste verpflichtet waren, in bestimmten Zeitfolgen Konzilien zu berufen, schien unter der unerfreulichen Herrschaft Martins V. die Gegner von neuen Feind-

Breßler, Die Stellung d. deutschen Universitäten zum Baseler Konzil. Bachmann, Die deutschen Könige u. d. kurfürstl. Neutralität, Archiv f. österr. Gesch., Bd. 75. Palacky, Gesch. Böhmens, III u. IVa. Bachmann, Gesch. Böhmens, Bd. II. Aeneas Silvius, Opera Pii II. Pontif. maximi commentari, Commentarius in C. Fea. Pius II. a calumniis vindicatus. Mansi Sacrorum Conciliorum Tom. 19 v. d. Hardt, Magnum Oecumenicum Constant. Concil. Labbe und Cossart, Sacros. Concil., XIII. Würdtwein, Subsid. diplom. Lt. VII. Dresdner Staatsarchiv, Fasc. Religions-sachen A. Wie Clemens V., der „pastor senza lege“, eine unwürdige Ausbeutungspolitik getrieben hat, und die Angriffe, die die Päpste auch vor ihrer Übersiedlung nach Avignon zu erleiden hatten, stellt Haller dar in seinem Werke: Papsttum und Kirchenreform. Vgl. auch Hallers Vortrag über das Baseler Konzil, Baseler Korresp.-Blatt des Gesamtvereins der Gesch.- u. Altertumsvereine, Januar 1910.

seligkeiten abzuhalten. Die „*novarum rerum semel excitata cupido*“ wuchs unter seinem Papate; die wachgerüttelten Geister rissen an den ehrwürdigen, mehr als ein Jahrtausend alten Schranken.

Die Erbschaft Martins, sowie die Verpflichtung, sich mit dem bereits nach Basel berufenem neuen Konzile auseinanderzusetzen, empfing Papst Eugen IV.

Aber auch das neue Konzil war Erbe des alten, im eigenem furchtbarem Sinne. In Konstanz hatte die reformfreundliche Partei, die am heftigsten Papst und Kurie befehdet hatte, im engen Bunde mit der orthodoxen, die Verbrennung eines Anhängers Wiclifs, des Böhmen Johann Huß, durchgeführt. Männer wie der Kardinal d'Alilly und der Kanzler der Sorbonne, Gerson, hatten sich gedrängt gefühlt, zu beweisen, daß sie nicht mit offenen Aufrührern wider Papst und Kirche auf einer Bank sitzen wollten. Es ist später behauptet worden, vor allem der Satz, „daß ein Priester, der sündigt, aufhöre, Priester zu sein“, Huß das Leben gekostet hätte. Tatsächlich wurde Huß wegen seiner ganzen, die Kirchenverfassung und im letzten Grunde die gesamte Gesellschaftsordnung verneinenden Lehre verbrannt.¹⁾ Eine Lehre, die, soweit sie sich nicht wörtlich auf Wiclif stützte,²⁾ oft auf tatsächlich irrigen Voraussetzungen und schwacher Logik ruhte.

¹⁾ Palachy, Urkdt. Beiträge zur Gesch. d. Huss.-Krieges, I, 309—314. Die Glaubenssätze der Hussiten, wie sie im Volke lebten, hat der Nürnberger Meisterlin zusammengestellt, Städte-Chr., III, S. 173 bis 175.

²⁾ Roserth, Huß und Wiclif, S. 161—257. Mit guten Gründen bekämpft Hefele die Anschauung, das Konzil hätte Huß das ihm zugesagte freie Geleit nicht gehalten; was er aber Konziliengeschichte, VII, S. 208—209, gegen den Einwand des Huß, seine Richter hätten seine Sprache nicht verstanden, vorbringt, erscheint nicht stichhaltig. Der Bischof von Beitomyhl und Palacz verstanden natürlich böhmisch, aber sie, besonders der Bischof, waren ja die Ankläger; wenn außerdem wirklich „auf dem Konzile viele Deutsche waren, die in Prag studiert hatten und so viel böhmisch verstanden, um über den Charakter dieser

Der Scheiterhaufen aber, auf dem Huß verbrannt wurde, loderte hoch auf; er beleuchtete grell alle Wunden und Schwären an dem Leibe der Kirche, die in Christi Namen mit roher Gewalt nicht durch Belehrung in einem keineswegs einwandfreiem Gerichtsverfahren sich ihrer schärfsten Gegner entledigte, die einem sittenreinen und seiner, wenn auch irrigen, Überzeugung treuem Manne¹⁾ gegenüber das Wort des Apostels Paulus angewandt hatte, „daß der sündhafte Leib zerstört werde“.²⁾

An dem Scheiterhaufen des Huß entzündete sich die Fackel eines sechzehnjährigen Krieges, die in Böhmen und Mähren das alte Staatsgebäude zu Asche verbrannte. Unter Bizka und den beiden Procop bewiesen die Hussiten der Welt, daß ein fanatisches, von einer geistigen Idee fortgerissenes Volk fast unbezwinglich ist. Zusammengewürfelte Haufen Handwerker, Bürger und Bauern, die nur ihre zusammengekoppelten Wagen, Dreschflegel und Spieße hatten, warfen die schwer bewaffneten Ritterheere ihrer Gegner bei dem ersten Ansturm über den Haufen; was bei Sempach und Mäfels die Hellebarden der tapferen Schweizer begonnen hatten, das endeten die Hussiten bei Tachau und Tauf. Die feudalen Heere des Mittelalters, die schwergepanzerten Ritterhaufen hatten sich überlebt.

Diese Erkenntnis hatte der ganzen Christenheit manches Menschenleben gekostet und vor allem das Reich litt unter den

Wücher Zeugnis geben zu können“, so genügte auch das zu einem ordentlichen Verfahren in so wichtiger Sache nicht; der Angeklagte durfte mit Recht verlangen, daß ein jeder seiner Richter seine Verteidigung durchaus verstehe.

¹⁾ Wie Eleazar nicht lügen wollte, um sich zu retten, so dürfte es auch kein Priester tun, sagte einmal Huß. Hefele, Konziliengesch., VIII, S. 185, vgl. 209—210.

²⁾ Mit Recht bemerkt Hefele, daß die Reformatoren später ebenso gehandelt haben; aber auch ihnen ist diese gewalttätige Art der Beweisführung verübelt worden.

furchtbaren Einfällen der nichts und niemanden schonenden Fanatiker, die inbrünstig jeden haßten, der nicht gleich ihnen den Kelch im Abendmahl auch für den Laien begehrte, nicht in Fuß den heiligen Märtyrer, den Gründer einer neuen Lehre verehrte. Tausendfach hatten sie seinen Tod gerächt, Hunderte Kirchen waren gleich seinem Scheiterhaufen in Flammen aufgegangen.

Fünf Kreuzzugsheere, mächtiger, als sie in Europa je gekämpft hatten, waren vor diesen „besinnungslosen Rehern“ mit Schande und Schmach geflohen. Besorgt mochte mancher Gläubige fragen, ob die Drohung, die einst Jesus gesprochen hatte: „Hütet Euch, daß ich mich nicht einmal von Euch wende,“ jetzt zur furchtbaren Wahrheit werden sollte. Daß die Kirche durch die Sünden eines großen Teiles ihrer Diener das Versprechen ihres Herrn verwirkt hätte, „daß die Pforten der Hölle sie nicht werden überwältigen können.“

Selbst als während der Völkerwanderung die gewaltige Welle germanischer Stämme Italien überflutete, war die Macht und das Ansehen der Kirche nicht in so ernster Gefahr gewesen, als in diesen Jahren. Im Innern zerrissen, von ihren Feinden bedroht, so stand die Kirche da. Das Baseler Konzil sollte helfen.

Es hätte helfen können. Nicht oft standen der Kirche gleich treffliche Männer zur Verfügung. Die Kardinäle Cesarini, der erste Leiter des Konzils, und Carvajal, an allen hohen und schönen menschlichen Eigenschaften sich ebenbürtig, von den Freunden verehrt, von den Gegnern geachtet, wären zur Vollendung einer wahrhaften Reformation der Kirche berufen gewesen; zwei Glaubensstreiter, wie sie sich die *ecclesia militans* so oft erschaffen hat. Ihnen zur Seite hätten die trefflichen Kirchenjuristen Juan Cervantes und Niccolo Ludesclus, Theologen wie Turrecremata und der Erzbischof Anton von Florenz gestanden; auch die Latkraft und der Geist

des Führers der Gegenpartei des Kardinals Louis Alleman hätte der Kirche nutzbar gemacht werden können.

Der Menschen Hoffnungen mußten sich aber vor allem auf Nicolaus Cusa richten, dessen „hoherleuchtete Intelligenz“¹⁾, dessen Aufopferungsfähigkeit und unermüdlicher Eifer fast erschaffen schienen zur Vollendung des großen Reformwerkes. Dem „Herkules“ haben ihn seine Zeitgenossen verglichen und wie ein Herkules hat des schlichten Fischers Sohn die Kirche von Schmutz und Verdorbenheit zu reinigen versucht. Dieser Mann, der als Astronom die Achsendrehung der Erde bereits angedeutet und treffliche Kalenderverbesserungen vorgeschlagen hat, der auch als Philosoph und Mathematiker zu den besten seiner Zeit, ja vielleicht aller Zeiten gehört, sah die Hauptaufgabe seines Lebens in einer Reform der Kirche. Mit Milde und Gelehrsamkeit, wenn es aber sein mußte, mit unbeugsamer Härte, ja mit Starrsinn hat er seine Ideen verfolgt.

Zum Unheile der Kirche fehlten vor allem zwei Voraussetzungen zur Erfüllung der Erwartungen, die sich an die Eröffnung des Baseler Konziles geknüpft hatten.²⁾ An der Spitze

¹⁾ So bezeichnet sie *M a y r*, *Bayer. Annalen f. Vaterlandskunde u. Literatur*, III, S. 200, in seiner Arb. über d. Stud. der Mathem. in Süddeutschl. im Verlaufe des XV. Jahrhunderts. Vgl. *Humboldt*, *Kosmos*, II, S. 466. Vgl. auch über ihn *Dür*, *D. Deutsche Kard. Niz. v. Cusa*. *Scharpff*, *Der Kard. u. Bisch. N. v. Cusa*. *Jäger*, *Der Streit des Kard. N. v. Cusa mit dem Herzoge Sigm. v. Osterr.* *Pastor*, *Gesch. d. Päpste*, I, S. 449—464, 468—474. *Kohrbacher-Knöpfler*, *Univers.-Gesch. der kath. Kirche*, XXIII, S. 3—6. *Hefele*, *Konziliengesch.*, VIII, S. 41—46. *Übinger*, *Kard. Niz. Cusanus in Deutschl. Hist. Jahrb.*, VIII, S. 629—665. *Clemens*, *Giordano Bruno u. Nikolaus von Cusa*. *Stumpf*, *Die polit. Ideen d. N. v. Cusa*. *Erhard*, *Wiederaufblühen der wissenschaftl. Bildung usw.*, I, S. 294—301. *Chr. Schmitt*, *Kard. N. Cusanus*.

²⁾ *Pastor*, *Gesch. d. Päpste*, I, S. 340, führt eine Stimme an, die nur eine partikuläre Reformation der Kirche für möglich hielt. Aber eben nur aus Resignation. „Holz und Steine“ waren wohl da, nur der Architekt fehlte.

der Kirche stand kein genialer Priester, der selbst dem den ganzen hierarchischen Bau erschütternden Dekret „Sacrosancta“ die Wucht hätte nehmen können, sondern der schwankende Eugen, den die unglückselige Kirchenstaatspolitik in weltliche Gängel verwickelte.¹⁾ Dem Konzil selbst fehlte jede Ordnung in seiner Zusammensetzung. Wäre die alte Forderung, „Die Synode gehört den Bischöfen“ erfüllt worden, vielleicht noch den Vertretern der Universitäten und Fürsten in angemessener Zahl für die nicht rein kirchlichen Angelegenheiten: Sitz und Stimme eingeräumt worden, nie hätte das Konzil der Kirche so furchtbare Spaltung gebracht.

In Basel drängten sich Mönche, die in der Heimat der Strafe entflohen waren, Juristen und niedere Kleriker, ja selbst Laien, die sich irgendwo eine Pfründe erschlichen hatten, als „Väter“ des Konziles ein; Köche und Stallmeister hat Aeneas Silvius in der gleichen Rolle gesehen. Daß die Stimme solcher Menschen den ihren gleich gezählt wurde, trieb die hohen geistlichen Würdenträger bald vom Konzile und in die Partei des Papstes.

Von Anfang an war das Konzil nicht einmütig gewesen. Papst Eugen hatte es wenige Wochen nach der Eröffnung, wie einst sein Vorgänger das Konzil von Pavia, auflösen wollen, war dann aber dem Widerstande der Versammlung und der katholischen Fürsten, vor allem König Sigmunds gewichen.

Der Kampf um des Papstes Autorität und damit der Kampf gegen den Papst blieb leider von nun an die Haupt Sorge des Konziles. Freilich gelang es der Kirchenversammlung durch das Zugeständnis der „Compactaten“ die Spal-

¹⁾ Ein sehr ungünst. Urteil bei Frommann, Krit. Beiträge zur Gesch. der Florent. Kircheneinigung, S. 23, das höchstens für die ersten Jahre des Pontifikates zutrifft. Vgl. dagegen Reumont, Gesch. Roms, III, 1, S. 74—76.

²⁾ Die lobenswerten Reformdekrete f. d. Kurie im Beginne seines Pontifikats, bei Valois, Le Pape et le Concile, I. S. 370—371.

tung zwischen der katholischen Welt und den Hussiten notdürftig zu überbrücken, die Luft auszufüllen, war es unfähig.¹⁾ Das Recht auf den Kelch blieb den Hussiten, die mit diesem Zugeständnis übernommenen Verpflichtungen vergaßen sie bald; es schien dem böhmischen Volke erreicht, was es im Beginne des Krieges gefordert hatte: „Schutz des Wortes Gottes, sowie des Landes und des Volkes Böhmen, Abwehr der ihm zu unrecht aufgebürdeten Schande der Keterei.“

Auch die Friedensvermittlung zwischen England und Frankreich und einige wenige ernstlich die Besserung der Kirche und der niederen Geistlichkeit bedenkenden Dekrete gehören zu den Ruhmestiteln des Konziles.

In der Hauptsache aber regierte nur wilder Haß gegen das Oberhaupt der Christenheit diese Versammlung. Die Auffrischung der Diözesan- und Provinzialsynoden war eine schwächliche Abschiebung der Hauptlast, — nämlich der Reform der Glieder der Kirche — auf abhängige und unkontrollierbare Versammlungen. Diese Synoden hatten naturgemäß ihren Bischöfen und Erzbischöfen gegenüber nicht die gleiche Gewalt, wie das ökumenische Konzil, in dem der „heilige Geist“ regierte, dem Papst gegenüber. Das den Synoden vom Konzil eingeräumte Recht, ihre Oberen auch zu strafen, blieb illusorisch und ist in der Folge nirgends ausgeübt worden.

Um so rücksichtsloser ging das Konzil gegen den apostolischen Stuhl vor. „Man müsse ihn,“ rief einer der französischen Bischöfe, „aus den Händen der Italiener reißen oder ihn so rupfen, daß nichts daran liegt, wo er bleibt.“

¹⁾ Das Baseler Konzil machte in ihnen ein Zugeständnis, bei welchem es d. Einheitsaxiom und zugl. d. Dogma v. d. Unfehlbarkeit der Kirche preisgab. Sein Motiv lag nicht in der Sache selbst, sondern in seinem Kampfe gegen Papst Eugen, sagt Voigt, Georg von Böhmen, der Hussitenkönig, *Hist. Zeitschr.*, V, S. 412. Voigt nennt damit die Hauptgründe, die die Päpste später zu ihrer Weigerung, die Compactaten anzuerkennen, veranlaßt haben. Vgl. auch Hefele, *Konziliengesch.*, VII, S. 572—574.

Das Konzil versuchte beides, — das „Kupfen“ zuerst. In einer einzigen Sitzung schaffte man Annaten, Palliengelder, Taxen und alle Besteuerungen mit geringen Ausnahmen ab; für Ersatz zu sorgen, vergaß man trotz aller Versprechen.

Einen Popanz trieb man mit dem Bilde „apostolischer Armut“, dem gerade zu dieser Zeit die Lage des aus Rom vertriebenen Papstes Eugen recht ähnelte. Hohn sprachen diese Dekrete schon deshalb jedem natürlichen Empfinden, weil Prälaten sie beschloffen, deren sittenloses Leben selbst in dieser Konzilstadt auffiel, und die bei der Schmälereiung des eigenen Einkommens sicher auf ihre zu erfüllenden hohen Aufgaben hingewiesen hätten.

Womit sollten Legaten und die notwendigen Kurialbeamten besoldet, Missionen und Legationen ausgerüstet, der Krieg wider die Ungläubigen betrieben werden?

Nicht einmal gerecht zu sein verstanden die Männer, die den Namen des großen Meisters der Liebe immer im Munde führten.

Das Konzil schritt rüstig auf dem eingeschlagenen Wege weiter; freilich dabei auch wirklich ernsthafte Schäden beseitigend. Das freie Wahlrecht der Kapitel, Beschränkungen über Verhängungen des Interdikts und der Exkommunikation, Bekämpfung der Simonie und die Einschärfung der Einhaltung des Instanzenweges bei geistlichen Prozessen, sind wohl zu billigende Reformen. Von allen Bestimmungen hatten die Prälaten und die niedere Geistlichkeit, nicht der Laie den Vorteil; und das Konzil umging, um äußerer Vorteile willen, recht bald seine eben gefaßten Gesetze. Es gewährte Fürsten bei kirchlichen Wahlen wieder die erste Bitte, schrieb Ablassse aus und sprach überhaupt durch die Aufführung ihrer Mitglieder den wenigen, zur Hebung des sittlichen Wandels der Geistlichen gefaßten Beschlüssen Hohn. Unerhört schien es, wenn solche Menschen ein Dekret über die Lebensführung des Papstes und seiner Kardinäle erließen.

Der geringste Anlaß mußte bei solchen Zuständen ge-

nügen, um dem Konzile alle besseren Elemente zu entfremden und den Kampf mit dem Papste von neuem zum Ausbruch zu bringen.

Die Wahl des Ortes, an dem über den Wiedereintritt der vor der drohenden Türkengefahr hilfesuchenden Griechen in die katholische Kirche verhandelt werden sollte, brachte den Streit. Vergeblich versuchte der für den Konzilgedanken begeisterte Cesarini durch Nachgiebigkeit zu vermitteln, vergeblich schloß sich seinen Vorschlägen ein deutscher Kurfürstentag mit der Drohung an, nur der Partei zu gehorchen, die „solche Wege aufnehme“, — trotzig lehnte das Konzil ab und erhob gegen den Papst eine Klage wegen „Ungehorsamkeit“.

Auf Grund des Beschlusses der Konzil-Minorität, die ja in seinem Sinne fast alle Stimmberechtigten enthielt, verlegte Eugen das Konzil nach Ferrara und später nach Florenz. Die Griechen weigerten sich, mit den in Basel zurückgebliebenen „Vätern“ zu verhandeln.

In wütender Gegnerschaft versuchten jetzt Papst und Konzil die Völker auf ihre Seiten zu ziehen; entschlossen nützte Frankreich die Lage. Auf einer Landes synode zu Bourges wurden die Baseler Reformdekrete mit in französischem Interesse liegenden Änderungen angenommen, die auf den Prozeß gegen Papst Eugen bezüglichen Beschlüsse aber abgelehnt.

Auf den Vorschlag Pfalzgraf Ottos nahmen auch des Reiches Kurfürsten während der Königswahl 1438 in der Kirchenfrage Stellung. Vorläufig auf sechs Monate „suspendierten“ sie die „Geister“ von jedem Gehorsam gegen beide kirchliche Behörden. Mit dem zu wählenden König wollten sie gemeinsam versuchen, die kirchliche Spaltung hauptsächlich durch Verlegung und Säuberung des Konzils zu enden; gelänge es nicht, gedachten sie sich für eine der Parteien zu entscheiden.

Schon die Tatsache, daß König Albrecht zwar das Vorgehen der Kurfürsten billigte, sich ihm aber nicht sogleich anschloß, nahm der Vermittlung ihre Bedeutung. Der Papst und

das
Mäch

auch
„pra
die
men
liche
von
aufre
vorge
pragn
in B

antwo
hatte
furt,
funde
Kurfi
die
und
fugni
Reich
dem
Nur
bunde

würde
hinüb

vohen
2. Fe
Herzo

Basel

das Konzil weigerten sich, eine Schiedsrichterrolle der weltlichen Mächte anzuerkennen.

Auf einem Reichstage zu Mainz, im März 1439, auf dem auch Frankreich vertreten war, wurde nun gleichfalls eine „pragmatische Sanktion“ errichtet; wie in Bourges wurden die Dekrete des Konzils mit einigen Änderungen angenommen; es wurde beschlossen, die „Neutralität“, die dem katholischen Gedanken so völlig widerspricht, und schon damals auch von Männern des Volkes als verbrecherisch angesehen wurde, aufrecht zu erhalten. Aber nicht einmal die Bestätigung der vorgenommenen Änderungen und damit die Gültigkeit ihrer pragmatischen Sanktion erreichten die Räte der Kurfürsten in Basel.

In ihrer Anwesenheit wurde Papst Eugen entsetzt. Eugen antwortete darauf aus Bologna, wohin er sein Konzil verlegt hatte, mit dem Banne. Inmitten neuer Beratungen in Frankfurt, im November 1439, traf die Versammelten die Schreckensfunde vom Tode König Albrechts. Noch einmal erneuten die Kurfürsten wie bei der Königswahl ihre „Einung“, erstreckten die „Neutralität“ auf die weitere Entwicklung des Schismas und sprachen während seiner Dauer die gerichtsherrlichen Befugnisse in geistlichen Angelegenheiten den Erzbischöfen des Reiches zu. Bald erhob sich gegen diese Bestimmungen unter dem niederen Klerus und in den Städten eine wilde Agitation. Nur wenige Fürsten des Reiches traten dem „Neutralitätsbunde“ bei.

Die Frage blieb offen, ob es den Kurfürsten gelingen würde, den von ihnen neu erwählten König zu ihrer Partei hinüberzuziehen.

Am 5. Januar 1440 nahm Herzog Amadeus von Savoyen die Wahl des Baseler Konzils zum Papste an. Am 2. Februar des gleichen Jahres hatten des Reiches Kurfürsten Herzog Friedrich von Osterreich zum römischen König gewählt.

Eine häßliche Bosse hatte die Wahlversammlung in Basel gespielt, eine unfreiwillige Karrikatur für eine Hand-

lung geboten, die selbst nach der Vorgabe des Konziles doch vor anderen als „heilig“ betrachtet werden sollte.

Das Konklave im Hause „zur Mücke“ war äußerlich täuschend den ehrwürdigen Konklaven in St. Peter nachgebildet worden; die Wähler aber hatten zum Teil nur den Rang eines Diakonus.

Selbst Laien war es angetragen worden, an einem Tage Subdiakon, Diakon und Papstwähler zu werden.¹⁾ Mehr als ein Drittel der Wähler, und sogar fast zwei Drittel der wählenden Bischöfe waren sавonische Untertanen. Der in einem langen Leben aufgesparte Reichtum des Herzogs Amadeus gab den Ausschlag bei der Wahl.

Der Fluch Papst Eugens, die in Basel wütende Pest, der Abfall fast aller weltlichen Fürsten vom Konzile, hatten die Geistlichen, die noch etwas zu verlieren hatten, aus Basel geschreckt; die Kleriker, die geblieben waren, hatten außer einigen wenigen sonderbaren Schwärmern keine andere Möglichkeit, als von dem spärlichen Bettelgeld ihr Leben zu fristen, das sich noch aus dem unbefehrbaren Idealismus eine Minderheit herauspressen ließ, die trotz aller Erfahrungen konzilsfreundlich geblieben war. Auch der Sündenlohn, den Gutgläubige oder Gecken dem Konzil für die Befriedigung ihres Ehrgeizes oder Eigennuzes entrichteten, bildete eine weitere Einnahmequelle; denn schon lange trieb man am Konzile trotz aller Reformdekrete einen Annaten- und Sportelnshacher, wie zur schlimmsten Zeit der römischen Päpste.²⁾ Nur standen die Bullen und Gnaden des Konzils gar tief im Kurse.

Dem neuen Papste dieses Konziles sandten die Bischöfe aus allen Ländern keine Kardinalhüte zurück, als wären sie Spielzeug für Kinder; nur zwei Deutsche, ein Bastard, Herzog Johanns von Bayern, Johann Grünwalder, und der unfähige

¹⁾ Vgl. dagegen die 29 Kirchenfürsten, die in Konstanz das Kardinalskollegium gebildet hatten. Finke, Forschungen und Quellen zur Gesch. d. Konstanger Konzils, S. 83 ff.

²⁾ Valois Le Pape et el Concile S. 367—368.

Herzog Alexander von Masovien, ließen sich den Felicianischen Kardinalat gefallen. Einer „Narrentheidung“ glich nach dem späteren Urteil des Aeneas Silvius das Konzil in dieser Zeit.¹⁾

Fast nur im Reiche und vor allem an seinen Universitäten²⁾ hatte es noch seine überzeugten Anhänger, wurde dieser aus Abenteurern, Böbel und niederen Klerikern, Doktoren und wenigen hohen Geistlichen gemischte Haufen, der von der einst glänzenden Kirchenversammlung übrig geblieben war, noch immer trotz der rüdesten Lärm- und Prügelauftritte als vom „heiligen Geiste“ geleitet betrachtet. Welche hohe Bedeutung mußte in dieser Zeit die Wahl und die Parteinahme des römischen Königs haben.³⁾

Wieder gelang es Herzog Friedrich von Sachsen, seinen Kandidaten, Herzog Friedrich von Osterreich, dem Bruder seiner Gattin im Wahlkampfe durchzusetzen. Der kluge, energische, aber auch ränkesüchtige Erzbischof von Trier hatte neben dem Herzog von Sachsen seinen Einfluß für den Habsburger eingesetzt. Vergebens hatte der greise Kurfürst von Brandenburg den anderen Schwager des Herzogs von Sachsen, den auch ihm befreundeten Landgrafen Ludwig von Hessen vorgeschlagen.

Vergebens war diesem Vorschlage der Vertreter Böhmens, der den Osterreichler wie den Sachsen wütend hassende Heinrich von Plauen beigetreten; ohne Erfolg war selbst die Voraussage dieser beiden Fürsten geblieben, daß die bekannte Energielosigkeit Friedrichs das schon allzu gesunkene Ansehen des Reiches weiter mindern würde. Trotz aller Einwürfe ver-

¹⁾ Papst Eugens Bulle *Moyses vir Dei* etc. bei Raynaldi *Annales eccl. ad annum 1439* „ignorantes, inexperti, discoli, profugi, apostatae, de criminibus condemnati, de carceribus fugientes“, vgl. auch Düg. *Der deutsche Kard. N. v. Cusa I*, S. 354.

²⁾ Breßler, *Die Stellung der deutschen Universitäten zum Baseler Konzil*, S. 55 ff.

³⁾ Chmel, *Gesch. Kais. Friedr. IV.*, S. 12—16.

einte die Mehrheit der Kurfürsten ihre Stimmen auf den Erben des Einflusses und der Macht König Albrechts, „den natürlichen Repräsentanten aller Rechte Habsburgs“.¹⁾

Daß auch der rollende Gulden bei dieser Wahl mitgespielt hat, ist nicht allzu wahrscheinlich.²⁾

¹⁾ Bachmann, Deutsche Könige und die kurf. Neutralität, Archiv f. österr. Gesch., Bd. 75, S. 69.

²⁾ Büdert, Kurf. Neutralität, S. 150, erhebt diese Anklage ohne die von ihm vorgebrachten Verdachtsgründe hinreichend geprüft zu haben. In der Tat findet sich in dem Memorandenbuch König Friedrichs (Chmel, Gesch. K. Friedrich I., S. 585) ein Eintrag: „Item 50 000 Gulden Dukaten zu des von Sachsen Zahlung zu Nürnberg zu dem Heiratgut.“ Gerade der Zusatz „zu dem Heiratgut“ vermehrt den Verdacht Büderts; er verrät nach seiner Ansicht „eine gewisse Ängstlichkeit, mit der auch im engsten Kreise die wahre Bestimmung verborgen ward.“ Darüber, daß der Schreiber noch hinzugesetzt „zu Nürnberg“ spricht sich Büdert nicht aus, obgleich dieser Zusatz im Falle der Richtigkeit seiner Annahme ganz unnötig wäre. Die Verhandlungen über die Heirat Herzog Wilhelms von Sachsen mit der Tochter König Albrechts, Anna, dem Mündel König Friedrichs, wurden zwar in Frankfurt geführt, (Chmel, Reg. Friederici Imp. No. 588 ff.), aber beide Parteien nahmen gerade Nürnberg als neutrale Stadt an, und gerade in Nürnberg sollte die Zahlung erfolgen. (Chmel, Reg., Nr. 585. Müller entdeckt. Staatskabinet IV, S. 206, vgl. Chmel, Materialien usw., I, 2, S. 322.) Am 21. Mai 1443 empfangen die Herzöge in der Tat das Fräulein Anna in Nürnberg „erlichen als sich einer solchen Fürstinne zymet und gebüret“. (Koblenger, St. A., Kurtrier, Aktenarchiv, Personalien der Erzbischöfe Nr. 5, Bl. 41.)

Büdert übergeht weiter völlig, daß gerade dieser Eintrag nicht von der Hand des Königs geschrieben ist, wie das ganze übrige Memorandenbuch, und daß die Summe von 50 000 Gulden einer der Posten ist, die, wie der Schreiber ausdrücklich angiebt, König Friedrich „zu des Landes zu Österreich Mäten hat geliehen“, die der König also als Vormund der Kinder König Albrechts und Verwalter des Landes Österreich vorgestreckt hat. Die 50 000 Gulden stehen also keineswegs, wie Büdert behauptet, unter „Ausgabeposten“ im Memorandenbuch aufgeführt. Daß einzelne der an der gleichen Stelle aufgeführten Posten vom Könige tatsächlich geliehen sind, läßt sich auch beweisen. (Chmel, Reg. Nr. 14. Kollar, Analecta Monumentomnis aevi Vindob. II, S. 849.) Es kommt hinzu, daß der Eintrag,

Es ist auch nicht ersichtlich, wie König Friedrich kurze Zeit nach Beginn seiner Regierung die notwendigen großen

auf den sich Bückert bezieht, wie leider Chmel nicht ausdrücklich bemerkt hat, sogar von einem dritten Schreiber mit blasserer Tinte nachgetragen ist. (Wien, R. R. Hofbibl. 2674, vgl. das eingerückte Item, die charakt. 3 und 5.)

Zweifellos läßt sich daher das Datum dieses Eintrages überhaupt nicht bestimmen, mit Sicherheit nur, daß sich Bückert geirrt hat. Bückert behauptet, der Posten von 50 000 Gulden stehe mit dem Tag zu Haimburg, 23. Aug. 1440, in Verbindung, auf dem sich Friedrich mit der Witwe König Albrechts, Elisabeth, über die Verwaltung Osterreichs und die Vormundschaft Ladislaws geeinigt hat.

In der Tat wird einer der Posten, die der König in den Räten des Landes Osterreich geliehen hat, bezeichnet: „Item sunder hat meines Herren Gnaden, gegeben der Königin nach Innhaltung der Laiding zu Haimburg zu derselben Bezahlung 3000 Gulden.“ Die Laiding vom 23. August 1440 enthält aber gar nicht, daß der König Elisabeth 3000 Gulden zahlen soll, sondern 5000 Gulden, die er in der Tat sofort voll bezahlt hat. (Kollar a. a. O., S. 845—851, Chmel, Reg. Nr. 98 und 99. Vgl. auch Lichnowsky, Gesch. d. Hauses Habsburg VI, Reg. 204.) So ist es keineswegs sicher, daß es sich selbst nur bei diesem Eintrage um den Haimburger Tag 1440 handelt; möglich wäre auch der Tag zu Haimburg im Juni 1441. (Chmel, Reg. Nr. 282, Nr. 4.) Sicher ist jedenfalls, daß der diesem Eintrage folgende und dem über das Heiratgut vorhergehende Posten sich auf das Jahr 1441 bezieht. Denn im Juni 1440 hatte König Friedrich die ca. 10 000 Gulden zur Bezahlung der Söldner König Albrechts noch nicht geborgt; er tat das erst im Laufe des nächsten Jahres. (Vgl. Chmel, Reg. Friedr. Nr. 282, Nr. 6. Vgl. Nr. 299, 328, 329, 1477.) Nach diesem Posten für die Söldner zieht der erste Schreiber die Summe aller Posten, die sich auf ca. 79 000 Gulden beläuft. Ein zweiter Schreiber schreibt dann später unter dieser Zahl 50 000 Gulden Dukaten, zu des von Sachsen Zahlung zu Nürnberg zu dem Heiratgut“. Diese Zahlung muß also nach 1442 erfolgt sein. Ferner ist es ganz ausgeschlossen, daß, wie Bückert meint, auf dem Tage zu Haimburg, auf dem Basse von Bisthum als sächsischer Rat war, zwischen Friedrich und seinem Schwager, dem Kurfürsten von Sachsen, die Verabredung über Bestechungen bei der Königswahl stattgefunden hätten. Um ein solches Geheimnis haben die Bisthum nicht gewußt, sonst hätten sie es in ihrem späteren, mit aller Gehässigkeit geführtem Streite gegen die Herzöge aufgedeckt.

Summen hätte aufbringen können. Gerade damals wurde er im eigenem Lande von seinem, Aufteilung des Landes fordern-

Mit einiger Sicherheit läßt sich also annehmen, daß der Eintrag sich auf das in Nürnberg ausgezahlte Heiratsgut von König Friedrichs Mündel Anna bezieht. Freilich hat Anna nur 30 000 Gulden bar mitbekommen. (Vgl. Müller, Entdeckt. Staatskabin. IV, S. 231—246.) Aber ihre Aussteuer war außerordentlich kostbar. Der Schreiber brauchte zwei große Doppelbogen, um die einzelnen Stücke der Aussteuer „Jungh-frauen Anndleins“ aufzuzählen. (Wiener Staats-Arch., Bd. 43, S. 40 bis 42.) Es waren darunter zwei Halsbänder, 12 Seffte, 32 Ringe, 3 Gürtel, 12 größere Schüsseln usw., ein vergoldeter Wagen mit Luchlein und Polster und 6 Pferden, 4 Zelte mit Pferden wohl zugerichtet, mit Sattel usw., Damastkleider für die Königstochter und ihre Frauen. Rechnet man diese Aussteuer mit 20 000 Gulden, so ist des Rätsfels Lösung gegeben.

Die Urkunden, die Pücker S. 150—152 für die Tätigkeit des Kurfürsten von Sachsen anführt, beweisen nur, daß der Kurfürst mit großem Eifer die Wahl Friedrichs betrieben hat. Der Vertrag mit Kurmainz über die Eroberung des Mainzischen Lehens Blankenhain ist ein nicht ganz sauberer Plan zur Veraubung der Grafen von Gleichen, bei der beide Teile Vorteil, der Lehensherr natürlich den größeren hatte. In dem Vertrage mit dem Erzbischofe von Köln erklärt Herzog Friedrich seine Bereitwilligkeit, seinen Kandidaten nach seiner Erwählung zu bitten, seine Schwester dem Herzog Gerhard von Jülich, einem Großneffen des Erzbischofs zur Frau zu geben. Im Falle die Ehe nicht zustande käme, versprach Kurfürst Friedrich seinem Kandidaten zu bitten, dem Erzbischof 60 000 Gulden auf einige Jahre zu leihen. Auch die Friedensvermittlung zwischen dem Reiche und dem Herzoge von Burgund sollte der künftige König dem Erzbischofe übertragen. Nur diese letzte Bedingung hat später König Friedrich erfüllt; ein Opfer kann darin nicht gefunden werden. Von einer Ehe Gerhards von Jülich mit einer Schwester Friedrichs ist nie die Rede gewesen; dagegen hat Gerhard eine Prinzessin von Sachsen geheiratet. (Lacomblet, Niederrh. Urkundenbuch IV, S. 353.) So ist es noch nicht einmal sicher, ob im Januar 1440, dem Datum dieses Vertrages Herzog Friedrich überhaupt schon der Kandidat des Sachsen war. Auf alle Fälle hat der sächsische Kurfürst in keiner Urkunde je auch nur angedeutet, daß er vom Herzog von Osterreich Vollmacht zu irgendwelchen Versprechungen habe. Kurfürst Friedrich hat übrigens, um seinen Kandidaten durchzusetzen, auf eigene Verantwortung gar vieles versprochen, was nachher nicht gehalten wurde. So fordert der Erzbischof von Trier

den Bruder Albrecht und den übermächtigen Grafen von Cilly bedrängt. Die Tiroler Stände bestritten die Berechtigung seiner Vormundschaft über den jungen Herzog Sigismund.¹⁾ In Böhmen und Ungarn wurde ohne Rücksicht auf ihn und auf

am 29. August 1440 den Herzog dringend auf, in der Luxemburger Sache „energisch“ zu handeln, „des dann eine große Not ist uff daß Ihr dadurch nit zu Krudde noch zu Schaden kommet und wir auch darinne als an andern Enden versumet, und gesmähet werden, denn ihr wohl verstehet, wie sehr wir Euer Liebden in Diensten und großen Sachen genßlich und glaublich zu Willen geweest und noch denken zu sein.“ (Koblentzer Staatsarchiv, Kurtrier, Aktenarchiv, Personalien der Erzbischöfe, Nr. 5, Bl. 5.) Es wurden also damals auch noch andere, als die in den Publications de Luxembourg (Bd. XXVIII, Nr. 10 ff.) gedruckten Verabredungen zwischen Sachsen und Trier getroffen.

Wenn Pückerl darin, daß die Wittve König Albrechts ihren künftigen Schwiegersohn, Herzog Wilhelm von Sachsen, Vollmacht für Vertretung der Krone Böhmens bei der Königswahl erteilt, „die erste Spur“ zu seiner Vermutung einer Bestechung findet, da Königin Elisabeth sich gerade damals an den Herzog Friedrich von Osterreich völlig angeschlossen hatte, so ist auch diese Behauptung keineswegs beweisbar. Erwiesen nur ist, daß Elisabeth sich sofort nach dem Tode ihres Gemahls an ihre eigenen nächsten Verwandten, die Grafen von Cilly, angeschlossen hat, die Friedrichs schlimmste Feinde waren (Chmel, Gesch. R. Friedrich IV., Bd. I, S. 434, II., S. 29) und daß sie im April 1440 sogar im Widerspruche zu dem Testamente ihres Gemahls (Hänichen, De ratione quae inter Fridricum IV. usw. Elisabethamque usw. interfuit, Königsberger Diss., S. 21—28) und dem Beschlusse der Landstände (Kurz, Österr. unter Kais. Friedr. IV., Bd. I, Beilg. 1 u. 2) nicht Friedrich, dem Senior des Hauses Habsburg, sondern seinem ihm feindlichen Bruder Albrecht die Vormundschaft über den neugeborenen Ladislaw anvertraut hat (Kollar, Annalecta II., S. 834, Kurz a. a. O., I, Beilage 4). Am deutlichsten geht die damalige Stimmung der Königin aus ihrem Briefe vom 11. und 13. März 1440 an Cizinger hervor, indem sie ihn auffordert, nur ihr und ihrem Sohne die Treue zu bewahren. „Sunder Dich Niemanden davon benken noch kern lassent noch Niemanden Andern verrer versprechest“ (Chmel, Zur Gesch. d. österr. Freiherren-Geschlechts der Cizinger von Cizing, Archiv für Kund. österr. Gesch.-Quellen, Bd. I, 2, S. 17.)

¹⁾ Egger, Gesch. Tirols, S. 533 f.

die Rechte des neugeborenen Erben König Albrechts, seines Mündels Ladislaw, neue Könige gekürt.

So hat wohl nicht die tatsächliche Macht oder das Geld Friedrichs seine Wahl bestimmt, sondern der Name, dessen ältester Träger er war. Mehr als dieses und jenes kleinliche Motiv hat die instinktiv empfundene oder klar erkannte Bedeutung der geschichtlichen Aufgabe des Hauses Habsburg die Kurfürsten in Frankfurt beeinflusst.

Freilich, nur die ausdrücklichen Bestimmungen der goldenen Bulle hinderten die Kurfürsten, dem neuen römischen König, dessen Ehrgeiz¹⁾ und Bedrängnis sie kannten, vor der Wahl auf ihre „Einung“ und „Neutralität“ zu verpflichten. So erbaten sie erst seinen Beitritt, als Friedrich nach der üblichen Bedenkzeit die Wahl angenommen hatte. Aber wider Erwarten der Kurfürsten schob König Friedrich die Abgabe der erbetenen Beitrittserklärungen hinaus.

Auch die meisten Reichsfürsten und alle Reichsstädte beharrten in ihrem Widerstande gegen den Neutralitätsbund. Pfründen und Gnaden nahmen indessen alle Stände von beiden Parteien; auch die Kurfürsten schämten sich nicht immer, dieses Beispiel nachzuahmen.²⁾ So mußte jede kanonische Entscheidung, jeder erledigte Bischofsstuhl das beginnende Chaos vergrößern.

Um den neuen König bemühten sich beide kirchlichen Parteien vergebens; er blieb tatsächlich neutral, ohne sich doch der anmaßenden und in die geistliche Jurisdiktion übergreifenden „Neutralität“ anzuschließen.

¹⁾ Dennoch ist es übertrieben, wenn Püdert, a. a. O., S. 158, den fünfundzwanzigjährigen König einem Papste vergleicht, der „gealtert bei stillem Sehnen“ zaudert, bevor er die dargereichte Krone ergreift. Die Worte des Konzilpapstes Felix, auf die sich P. beruft, haben diesen Sinn keineswegs, können ihn auch nicht haben, weil ja selbst Felix, der alte Herzog von Savoyen, gar nicht im stillen Sehnen nach der Tiara gealtert ist. Vgl. Chmel, Mater, I, 2, S. 74—75 und 72—73.

²⁾ Püdert, Neutralität, S. 125—139.

Für sich selbst und für sein Mündel Ladislaw hatte der König allzu viel zu sorgen; er konnte sich nicht einmal, selbst wenn er es gewollt hätte, mit Energie der Beseitigung des Schismas widmen. In den ersten 26 Monaten seiner Regierung blieb er in seinem Erblande.

Der Vorschlag, den er durch seine Gesandten im Februar 1441 auf dem Mainzer Tage machen ließ, war jedoch durchaus zweckentsprechend. Er ließ die Annahme der „pragmatischen Sanktion“ und eine tatsächliche Neutralität bis zum Zusammentritte eines neuen Konziles beantragen, das entweder mit der Zustimmung der streitenden Parteien oder durch Bestimmung der katholischen Fürsten berufen, das Schisma enden sollte.¹⁾ Aber nur der Trierer Erzbischof, der dem Papste, und der Mainzer, der dem Konzile ergeben war, hatten diesen Reichstag besucht. Der Kölner Erzbischof kämpfte gegen Soest, der Sachse gegen den Brandenburger. Die beiden auf dem Reichstage anwesenden Erzbischöfe entschieden sich für die Aufhebung der Neutralität und die Anerkennung der „pragmatischen Sanktion“.

Der Erzbischof von Trier begab sich vom Reichstage zum König, um auch ihn für ihre Ansicht zu gewinnen. Nur Gewalt oder die Furcht vor ihr, niemals aber Überredung, hat Friedrich in seinem langen Leben von seinen stets mit bewundernswerter Zähigkeit verfolgten Plänen abgebracht. Wohl erlangte der schlaue Erzbischof manchen Vorteil für sein Stift,²⁾ den eigentlichen oder vorgeschützten Zweck seiner Reise erreichte er nicht in vollem Umfange.³⁾

Auf dem Novemberreichstage 1441 zu Frankfurt beschlossen nun die Kurfürsten, selbständig ohne Rücksicht auf den zögernden König vorzugehen und dem Beispiel fast aller

¹⁾ Bachmann, Deutsche Könige usw., S. 77—80.

²⁾ Chmel, Gesch. Kaiser Friedrichs IV., S. 123.

³⁾ Sufnagel, Caspar Schlick als Kanzler Friedrichs III. Mitt. d. Inst. f. öster. Geschichtsf., Ergzbd. VIII, 2, S. 284, nimmt an, daß der König im wesentlichen aus Furcht vor der Wahl eines Reichsverwesers nachgegeben hätte.

Völker folgend, sich mit der Bedingung für Papst Eugen zu erklären, daß er die „pragmatische Sanktion“ bestätigte. Gregor Heimburg, der damals in sächsischen Diensten stand, wurde als Unterhändler nach Rom gesandt.¹⁾ Freilich, da der Erzbischof von Köln konsequent zu Basel hielt, hatte Heimburg nicht einmal Vollmacht von dem gesamten Kurfürstenkollegium, geschweige von den anderen Reichsständen. So erschien Heimburg der vorsichtigen Kurie mehr als ein Privatmann, denn als Abgesandter des Reiches; ihm konnten so wichtige Zugeständnisse unmöglich gemacht werden.

Das eigenmächtige Vorgehen der Kurfürsten und die Tatsache, daß der Papst über seinen Kopf hinweg mit ihnen verhandelte, erschreckte und erbitterte König Friedrich; trotz aller Sorgen, die ihn in dem eigenen Lande fesselten, raffte er sich nun zum Gegenschlage auf.

Mitte Februar 1442 begann seine Krönungsfahrt, doch lud er erst zum 15. April die Reichsstände nach Frankfurt.²⁾ In drei Städten, in Salzburg, Nürnberg und Innsbruck hielt der König längere Rast. In Innsbruck begannen bereits die Verhandlungen.

Der Schwager des Königs, Kurfürst Friedrich von Sachsen wurde dort durch die Bestätigung der Verlobung seines Bruders Wilhelm mit Anna, der Tochter des verstorbenen Königs Albrecht, deren Vormund Friedrich war, und durch die Sicherung der Luxemburger Erbschaft gewonnen.³⁾ Die brandenburgische Gruppe, für die sich Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt persönlich nach Innsbruck begab, wurde durch die

¹⁾ Dresdener Staatsarchiv, Religionsachen, S. 211—223. Hufnagel, Caspar Schlic, a. a. O., S. 286, behauptet, daß der Frontwechsel des Kurfürsten nur ein Scheinmanöver gewesen wäre. Vor allem, daß Heimburg keine oder zweifellos nur mangelhafte Vollmachten hatte, ist Hufnagel ein Beweis für seine Ansicht.

²⁾ Bachmann, Die deutschen Könige, S. 92—94.

³⁾ Chmel, Gesch. Kaiser Friedrich IV., Bd. II, S. 170, Anm. 1. Bachmann, Die deutschen Könige usw., S. 94. Vgl. auch Chmel, Materialien I, S. 129—132.

entf
geger

der
Mar

bind

von
für d

von
nützl

eines
den

Abro
Ludw

mäfi
wig

Male
den,

Dem

Habsb
stroße

dem G
S. 36

v. R r
15. M

auf 1
7. Ma

von M
Bestäti

nicht d
meister

Miffibe
Droh.

entschiedene Parteinahme des Königs für den jungen Herzog gegen seinen Vater Ludwig d. A. an das königl. Interesse gefesselt.¹⁾

Mit Herzog Ludwig und dem Bischof von Augsburg ritt der König am 29. April in Nürnberg ein. Bald eilte auch Markgraf Albrecht dorthin,²⁾ um mit dem neuen König in Verbindung zu treten. Der Erzbischof von Trier und die Herzöge von Sachsen trafen gleichfalls in Nürnberg ein. War auch für die Politik der weltlichen Kurfürsten noch immer Friedrich von Sachsen der Einflußreichste, so schien es dem Könige doch nützlich, auch den jungen Markgrafen Albrecht, den Vertreter eines Hauses, das im Dienst der römischen Könige groß geworden war, an sich zu fesseln. Er sicherte deshalb der Schwester Albrechts die reichen Verschreibungen ihres Gemahls, Herzogs Ludwig von Bayern, auf Schlösser und Städte zu,³⁾ die rechtmäßig nicht dem jungen Herzoge, sondern seinem Vater Ludwig d. A. gehörten.

Es war ein historischer Augenblick, als sich zum ersten Male König Friedrich und Markgraf Albrecht gegenüber standen, deren Schicksal sich so innig miteinander verflechten sollte. Dem stets mißtrauischen, nüchternen, zum Dulden geborenen Habsburger, der mutige, unbekümmerte, gewalttätige, kraftstrotzende Hohenzoller, dessen Narben von seinen Siegen in

¹⁾ Am 4. Mai kommt vor dem Hofgericht ein Streit Albrechts mit dem Grafen Johann von Dettingen zur Verhandlung. Städte-Chr. III, S. 366. Vgl. Janssen, Frankf. Reichstorresp. II, S. 27. Nr. 58. v. Kraus, Deutsche Gesch. im Ausgange des Mittelalters, S. 89. Am 15. August vertrat sich Albrecht mit dem Grafen Hans v. Dettingen auf 10 Jahre. Bamberger, Nr. A., Fehdeakten, Fasc. I, S. 13. Am 7. Mai erbat sich Herzog Ludwig d. J. im Streite seines Rates Albrecht von Riethheim gegen Wörth vom König als seinen Anwalt Albrecht. Die Bestätigung der von Riethheim erwirkten Achterklärung konnte Albrecht nicht durchsetzen, da König Friedrich auf Bitte des Augsburger Bürgermeisters Peter von Argun die Sache vertagte. Augsburger Stadtarchiv, Riffibenbuch 105, IV, a. S. 432.

²⁾ Chmel, Reg. Nr. 516.

³⁾ K. B. Reichsarchiv, Fürstentom VIII, S. 178. 25. März 1442 Droh. Warnung d. Königs an Ludwig d. A.

Schlacht und Turnier, dessen Augen von den Niederlagen schöner Frauen und manchen wüsten Gelagen erzählten.

In Tirol und im Schweizerlande bleibt der Wanderer auf seinem Wege manches Mal beschaulich vor Häusern stehen, die zierlich mit klugen Sprüchen geschmückt sind; leicht erkennt er aus ihnen Sinn und Wesensart des Mannes, der sich das Häuschen erbaut hat.

Kein besseres Mittel zur Charakteristik König Friedrichs besitzen wir, als die Sprüche, die er in seinem Memorandenbuch verzeichnet oder im Kreise seiner Freunde gesprochen hat.

Seltzam nur ist es, daß die Sprüche, die ihm als Jüngling der Aufzeichnung wert erschienen, so ganz der gleichen Wesensart entsprechen, wie die Worte, die er als Greis gesprochen und geschrieben hat.

In keinem Zuge glich Friedrich seinem kühnen, stets rührigen Vater, dem „eisernen“ Herzog Ernst, in vielen seiner Mutter Cimburgis,¹⁾ einer polnischen Prinzessin. Mit der Faust hatte diese Frau Nägel in die Wand zu schlagen, mit den Fingern Haselnüsse zu zerdrücken vermocht; aber sie war stets schlichten und demütigen Sinnes geblieben. Fasten und Kasteiungen schienen ihr weit über die Gebote der Kirche hinaus für ihr Seelenheil nötig.

Die große Gestalt, das strähnige, flachsblonde Haar hatte wohl Friedrich von ihr, obgleich sonst sein Gesicht die typischen Eigentümlichkeiten der Habsburger zeigt.²⁾

¹⁾ Steffanides, Ernst der Eiserne, Herzog v. Steiermark und seine Gemahlin Cimburgis, die zweite Stammutter d. H. Habsbg. Progr. Böhmen, Leipa 1899.

²⁾ Alle Erhalt. Bilder d. Kaisers zählt auf: Scheffler. Die Portraits d. deutschen Kaiser und Könige i. spät. Mittelalter. Repertor. f. Kunstwissensch. XXIII, S. 427—431. Eine Münze mit einem außerord. charakt. Bildnis besitzt das k. Berliner Münzkabinett. Vgl. das gute Bild R. Friedrichs bei der Kaiserkrönung. Mitteil. a. d. german. Nat.-Museum 8195. Lichnowsky, Gesch. d. H. Habsbg. VI, reproduziert ein Bild a. d. Ambraszer Sammlung.

Von ihr hatte er die tiefe Frömmigkeit,¹⁾ die Mäßigkeit im Essen und Trinken, das wenig sinnliche Temperament.

Wie eines Asketen Lehre klingt es, wenn er stets wiederholt: „Lieb ist Leid“ oder „Ob ich nicht Liebes han so bin ich doch Leides erlan, es sei kurz oder lang, Lieb ist Leides Anfang.“²⁾

Seine Temperamentlosigkeit schuf seine Unlust zu jedem energischen Handeln, sein unbedingter Glaube an eine Vorherbestimmung stärkte diese Unlust noch.

Als ihm, dem armen, von allen Seiten bedrängten Fürsten der Steiermark die Krone Karls des Großen aufs Haupt gesetzt wurde, mag dieser Glaube in ihm entstanden sein.

Nie war ein Fürst überzeugter von seinem Gottesgnadentum, als dieser Kaiser, und Ergebenheitsphrasen blieb er, an dem feine und grobe Schmeicheleien sonst abprallten, sein Leben lang zugänglich.³⁾ Solche Worte waren ihm Musik, die leise verklingt; auf sein Tun und Lassen aber hatten auch sie keinen Einfluß. Denn dieser Kaiser, der mit seinen Ständen um einige tausend Gulden feilschen mußte, den so oft in seinen Erblanden Aufstand und im Reiche Absetzung drohten, war Zeit seines Lebens ein Selbstherrscher im eigentlichen Sinne des Wortes. Nie hat ein Fürst, nie einer seiner Räte seinen Willen gelenkt; die Klügsten wie Markgraf Albrecht⁴⁾ und Aeneas Silvius⁵⁾ lernten bald mit seinem Eigenwillen rech-

¹⁾ Rohrbauch, Bildnisse d. deutschen Kaiser u. Könige, S. 617.

²⁾ Memorandenbuch bei Chmel, Gesch. K. Friedrich IV., Beil. 30, S. 577 und 593.

³⁾ „Wir sterben und genesen alle bei Eurem Gnaden.“ (Fontes rer. austr. II, 20, S. 264.) So und ähnlich schrieb der Menschenkenner Albrecht dem Kaiser, wenn er seiner bedurfte. Vgl. auch Friebatsch, Polit. Korresp. a. a. O. I, S. 9.

⁴⁾ Burckhardt, Das V. merk. Buch, S. 231. Am 29. Nov. 1472 schreibt Albrecht: Der Kaiser hat noch einen harten Kopf und will nicht sterben, diewehl wachsen viel Leut auf. Vgl. auch Monum. Habsbg. I, S. 407. N i e d e l, Cod. dipl. III, 3, S. 74—76.

⁵⁾ Aeneas Silvius, Hist. Fried. Kollar, S. 227. (Vgl. Jlgens treffliche Übersetzung I, S. 284.) So schreibt auch der Reichsmarschall Heinrich von Pappenheim dem Kaiser, nachdem er ihm einen Rat er-

nen. Andere merkten zu ihrem Schaden erst allzu spät, wie vergeblich es war, ihn zu drängen. Nicht daß der Kaiser mutig ein Begehren, das er nicht erfüllen wollte, abgewiesen hätte. Das lag nicht in seiner Art. Er vertröstete stets und suchte nur die Gewährung hinauszuschieben.

Wurde der Fordernde allzu aufdringlich, so entzog sich der Kaiser gern dem plumpen Drängen. Heimlich, bei Nacht und Nebel entfloß er als Jüngling vor der Begehrlichkeit des Konzilpapstes Felix aus Basel, als alter Mann vor der des Herzogs von Burgund aus Bonn.

Ein Stärkerer hat mit Gewalt den Kaiser manches Mal von seinem Wege gezerrt; aber ließ der Zwang einmal nach, so kehrte der Kaiser ruhig auf ihn zurück.

Spernte ein grober Geselle ihm die Bahn, dann wartete er gelassen, bis der Störenfried sich entfernt hatte. Nicht eisern war sein Wille, doch zähem Gummi vergleichbar. Mochte man ihn ziehen und dehnen, immer schnellte er zurück; auch der Stärkste ermüdete.

Ihm war die höchste Würde von Gott anvertraut worden, also mußte am Ende sein Wille Recht behalten, das war sein Glaube. Fast eifersüchtig wachte er über seine „Gerechtfame“, und er hat seinem Sohne nicht einmal Anteil am Regiment gestattet, als dieser zu seinen Lebzeiten zum römischen König erwählt worden war.

Instinktiv begehrt jedes Volk in seinem Fürsten seinen Führer zu sehen, und ist trotzdem nur allzu geneigt, wenn es auf einen falschen Weg geleitet ist, nicht ihn, sondern seine Ratgeber verantwortlich zu machen.

Was schuf nun diesem Kaiser den fast allgemeinen Haß ihm, der nicht Erbe einer Erbitterung war, die seine Vorfahren

teilt hat: „Das weiß Euer kaiserlich Gnad tieffer und weiter zu bedenken, wenn ich armer Gesell das Eueren Genaden durch mein einfältig Geschriß erklären kann.“ A. K. Statthaltereiarchiv, Innsbruck, Sigismundiana I, 4., Bl. 5.

verschuldet hatten, dessen Privatleben dem Besten ein Vorbild hätte sein können?

Wer den großen Grundzug seines Wesens nicht erkannte, den mußte seine Wunsch- und Temperamentlosigkeit reizen, sein gerade damals so ganz unfürstlich erscheinender Krämerfinn erbittern. Mehr noch haßte man ihn, weil er nie einer Gefahr sich entgegenzuwerfen, immer nur ihr auszuweichen wußte, weil er der allein Führer sein wollte, doch stets nur Bremse war.

Nicht seine Minister, ihn allein traf Schmach und Hohn für alle Niederlagen, alle Enttäuschungen. Nur gegen den „unlustigen“ Kaiser sang man in den Wirtshäusern und Leuthäusern Spottlieder. Hörte der Kaiser die Lästerungen, so meinte er lächelnd, „die Zungen wären frei geboren und müßten frei gebraucht werden“. Fast eine Genugtuung war es ihm, daß der Haß des Pöbels sich nicht auf einen seiner Diener, sondern auf ihn entlud. „Das Wetter trifft die hohen Türme, nicht die Hütten,“ pflegte er zu sagen.¹⁾

Was tat es ihm, den von Gott zum Haupt der Christenheit Erwählten, wenn Leute ihn lästerten, die vom Wein oder ihren eigenen Worten trunken waren?

Er war nicht hochmütig, aber er war stolz.

Nie hätte er sich, wie später sein gefeierter Sohn Maximilian, als Söldner der Republik Venedig verdingt.

Der sonst so sparsame Fürst verschwendete sogar das Geld, wenn es galt, würdig als Kaiser aufzutreten. Für Krone und Kaisermantel gab er 300 000 Dukaten aus; den Wert des vollständigen Kaiserschmuckes schätzten englische Juweliere auf eine Million Goldgulden.²⁾

¹⁾ Grünbeck, Hist. Fried. IV. u. Max I., Ost. Gesch.-Forscher I, S. 69 usw. Voigt, Enea Silvio II., S. 251. In den zahmen Xenien schreibt Goethe: „Sollen die Dohlen dich nicht umschreien, mußt nicht Knopf auf dem Kirchtum sein.“

²⁾ Voigt, Enea Silvio, II, S. 253. Diese Angabe erscheint übertrieben hoch, da Pastor, Gesch. d. Päpste, I, S. 343, den Wert der

So recht in seinem Sinne war es, wenn ihm Herzog Sigismund von Tirol jährlich 2000 Mark Silber versprach, weil er „der Fürsten zu Österreich Ältester und Vorgeher wäre und aus seiner Regierung des römischen Reiches dem ganzen Hause Österreich großes Aufnehmen, Nutzen und Frommen wachsen würde“.¹⁾

Zum Nutzen des Hauses Österreich hatte ihn Gott die Kaiserwürde anvertraut, und in diesem Sinne verwaltete er, „der Älteste und Regierer des Namens und Stammes des Fürstentums und des ganzen Hauses Österreich“²⁾ sein Amt.

Mochte er noch so gedemütigt werden, mochte ihm tatsächlich Land und Rechte lange schon mit Gewalt entrisen sein, formell gab er nicht ein Titelchen von den verjährten Ansprüchen seines Hauses³⁾ oder von den Prerogativen seiner Würde auf, die ja wie er wußte, seinem Hause für ewige Zeiten bestimmt war.

In den Tagen, als übermütige deutsche Fürsten ihn mißhandelten, seine Räte mit den aufständischen Österreichern, Ungarn, Böhmen feilschten, hielt er es für nötig, den österreichischen Herzögen seiner Linie den Erzherzogtitel zu verleihen.⁴⁾

Nie hat dieser Kaiser das Staunen darüber verlernt, daß Menschen es wagen konnten, sich gegen seine kaiserliche Majestät

von Eugen IV. bestellten Liarta, „eines Wunderwerkes an Pracht und Reichtum“ mit 38 000 Goldgulden angiebt. Ungefähr zwei Millionen Franken sind, wie Pastor meint, 38 000 Goldgulden wert. Diese Angabe ist aber durchaus unrichtig. Vgl. Städte-Chron. I, S. 228—230. 38 000 Goldgulden haben nur einen Wert von ungefähr 500 000 Franken.

¹⁾ Chmel, Materialien I, S. 60. Reg. Frid. Nr. 2052.

²⁾ Zeißberg, Der österr. Erbfolgestreit nach dem Tode des Königs Ladislaus, Posthumus, Arch. f. österr. Gesch. Bd. 58, S. 45.

³⁾ Nur so ist das Verhalten des Kaisers zur Eidgenossenschaft zu verstehen. Vgl. Schli, Beziehungen der Schweiz. Eidgenossenschaft bis zum Schwabekriege. Polit. Jahrbuch der Schweiz. Eidgenossenschaft V, S. 434, 441, 445.

⁴⁾ Chmel, Material z. österr. Gesch. II, S. 36—38. Du Mont Corps Universel, III, S. 194. Vgl. Huber, Gesch. von Österreich, III, S. 64. Friß, Gesch. d. Landes ob der Enns, II, S. 228.

aufzulehnen, und mit Waffen sie zu bedrohen.¹⁾ Wie die Frösche in der Fabel erschienen sie ihm, die erst der Storch lehren mußte, wie schwer sie sich an ihrem alten Könige vergangen hatten.

Wie in des alten Froschkönigs Adern, so kalt rollte auch in den seinen das Blut. Dabei war er persönlich nicht feige. Wacker hat er sich mit dem Knüttel gegen italienische Wegelagerer,²⁾ tapfer mit dem Schwerte gegen die aufständischen Wiener³⁾ gewehrt.

Aber beide Male war seine Person tötlich angegriffen; nichts anderes hat ihn sonst je zu energischem Handeln getrieben.

Mit Bewunderung und nicht ohne Neugierde sah er auf die Menschlein herab, die hastend und drängend nach jedem Gewinn jagten; „aus eigener Durstigkeit ohne Ordnung“ sich fremde Rechte anmaßten,⁴⁾ des Vaters und Bruders nicht schonten. Er wußte, daß sie nur Augenblicksvorteile erhaschen konnten. Das endliche Schicksal der Menschen wie der Staaten war ja doch vorher bestimmt.

Er „war von göttlicher Gütigkeit“ im löblichen Haus von Österreich geboren, das schon zu Julius Cäsars Zeiten sich ausgezeichnet hatte.⁵⁾ Ein gütiges Schicksal hatte ihn zum Ahnherrn der Männer erwählt, die einst die Welt beherrschen sollten. So brauchte er sich nicht allzusehr zu bemühen. Unabänderlich war ja Gottes Ratsschluß.⁶⁾ A. E. I. O. U.: Austriae Est Imperare Orbi Universo. Alles Ertrreich ist Österreich untertan.⁷⁾

¹⁾ Als die Wiener ihm den Gehorsam aufkündigten, erklärte er, daß er solches nicht annehmen könne. *Lichnowski*, Gesch. d. H. Habsburg VI. Reg. v. 23. Dez. 1451. Das Gleiche erklärte er dem Grafen v. Cilly. *Martens*, Die letzte Kaiserkrönung, S. 38. Vgl. auch *Priz*, Gesch. d. Landes ob der Enns, II, S. 123.

²⁾ *Aeneas Silvius*, Hist. Frid. Kollar, S. 273—274.

³⁾ *Bachmann*, Deutsche Reichsgesch. I, S. 326.

⁴⁾ *Birk*, Urkb., Auszg. 3. Gesch. Kaiser Friedr. III., S. 13.

⁵⁾ *Dumont*, Corps univ. dipl., III, S. 194.

⁶⁾ Memorandenbuch, *Chmel*, Gesch. Kaiser Friedr. IV., S. 578.

⁷⁾ Memor.-Bch., *Chmel*, Gesch. Kaiser Friedr. IV., S. 593.

So konnte er sich in seinem prächtigen Garten zu Neustadt am Reifen der Trauben erfreuen¹⁾ oder die Pflöglinge seines Tiergartens beobachten,²⁾ neue Arten von Äpfeln und Birnen pflanzen und züchten.

Er konnte ruhig seine Edelsteine und Perlen, die er wie ein Kenner zu schätzen wußte, ordnen und sammeln.³⁾ Er durfte, wie er es in späteren Jahren so gerne tat, von seinem Turmzimmer aus den Gang der Gestirne verfolgen und aus ihrem Stande Zukünftiges prophezeihen.⁴⁾

Aus solchen Beschäftigungen rissen ihn die Menschen tobend heraus; weil er ihr Kaiser war, sollte er sich, wie sie, über des Tages kleinen Zwist entrüsten, über jede Unduldsamkeit empören, ihnen wieder Frieden schaffen, den sie doch nicht zu nützen wußten.

Den Törichten brachte des Friedens reicher Segen nur Hoffart, dann haderten sie miteinander und griffen kleinen Zwistes halber zum Schwert. Der Krieg brachte ihnen Armut und die brach ihren Stolz, machte sie demütig, daß sie wieder den Frieden beehrten.⁵⁾

Unbelehrt sah er sie immer und immer wieder diesen furchtbaren Kreislauf beginnen und fühlte sich selbst trotz seines Sträubens gewaltsam in ihn hineingezogen.

¹⁾ S u b e r, Gesch. v. Österr., III, S. 16.

²⁾ Rothenburger St.-N. 3241. 1456 zerstörten die ungar. Brüder den Tiergarten und führten die Tiere fort.

³⁾ Vgl. Jahrbuch der Kunsthist. Samml. des allerk. Kaiserhauses, Bd. I, T. 2, Reg. 67 und Teil 1 Schönherrs Zusammenstellung, S. 202 bis 208.

⁴⁾ R a n k e, Deutsche Gesch. im Zeitalter der Reformation, S. 94 bis 96. G r ü n b e c k, Hist. Frid. IV. und Max I. C h m e l, österr. Geschichtsforsch. I, S. 72—73. Seine ganze Veranlagung mußte den Kaiser zur Astrologie ziehen, die Lambrecht (Deutsche Geschichte V, 1, S. 148) „die geschäftige Vermittlerin des Fatalismus“ nennt.

⁵⁾ C h m e l, Gesch. Kaiser Friedrich IV., S. 576. Memorandenbuch: „Fried macht Reichtum, Reichtum macht Hoffart, Hoffart macht Uneinigung, Uneinigung macht Krieg, Krieg macht Armut, Armut macht Demütigkeit, Demütigkeit macht Frieden.“

Wer möchte es ihm da verdenken, daß er die Gesellschaft seiner gescheiten Haustiere und der für ihre Pflege dankbaren Blumen dem Zusammensein mit diesem von Gier besessenen Menschen vorzog?

Durch dieses Leben wurden in ihm die Hemmungen, die in jedem menschlichen Hirne Wollen, Begierden und Leidenschaften regeln, allzu sehr ausgebildet.

Zwei Frühlingsmonate lang hat dieser Kaiser seine junge, schöne, liebenswürdige Frau, die sich nach ihm sehnte, durch ganz Italien geführt, ohne sie zu begehren.

Sie war ihm angetraut, mit ihm in Rom gekrönt worden, aber zur Vollziehung der Ehe mußte man den Kaiser fast mit Gewalt drängen.

Er gab nach, aber noch in letzter Stunde stritt er mit der Jungfrau über die Wahl des Brautgemaches.

Sein deutscher Kämmerer sollte das Brautbett rüsten, damit nicht die portugiesischen Frauen bösen Liebeszauber hineinbannen könnten, der doch nur den Menschen Unruhe schuf und ihr Blut erhitzte.

Gegen den Liebeszauber, den ein schönes, reines Mädchen in dieser Stunde auf jeden Mann ausübt, wußte er sich gefeit.

Am nächsten Tage reiste er ab, und ließ die junge Frau länger als einen Monat allein.¹⁾ Er gedachte an ihrer Seite ein ganzes langes Leben zu verbringen, weshalb also jetzt unanständige Eile?

Die Temperamentlosigkeit ihres Gatten hat die feurige Portugiesin²⁾ nie begriffen.

¹⁾ Aeneas Silvius, Hist. Frid. Kollar, S. 303—305. v. Kraus, Deutsche Geschichte im Ausgange des Mittelalters, S. 296—297, vom 17. April bis 28. Mai.

²⁾ Birk, D. Leonor v. Portugal, Gemahlin Kaiser Friedrich III. Ein Vortrag, S. 32.

Seine Scham weiterhin zu tragen, wäre den Mann nicht wert, der erlittene Kränkung nicht zu rächen wisse,¹⁾ rief sie ihm einmal zu. Lächelnd erwiderte der Kaiser der Eifernden: „Mit der Zeit belohne, strafe und räche sich alles von selbst.“²⁾

Auch das hatte Gott gut und trefflich eingerichtet, daß er nicht ihn mit dem höchst unbequemen Rächeramt beladen hatte; ein Glück schien es ihm, daß er vergeben und vergessen durfte.

„Rerum irrecuperabilium summa felicitas est oblivio“, pflegte er zu sagen.

Vier Jahrhunderte später hat Lamartine dem Sinne dieses Wortes eine schönere Fassung gegeben: „Oublier, oublier, c'est le secret de vivre.“

Mochte ihm auch nicht wie den Mystikern seiner Zeit Ergebung in Gottes Willen Seligkeit sein, so schien sie ihm doch als eine Notwendigkeit, über die allzu große Trauer nicht lohnte.

Seine Stärke aber war vor allem, daß er der Einzige unter den rachsüchtigen Fürsten seiner Zeit war, der das Geheimnis besaß, „vergessen zu können“. Jede Erinnerung an Feindschaft, Empörung, Betrug, Hinterlist und Täuschung konnte er nach einer ihm selbst fast unverständlichen kurzen Aufwallung völlig aus seinem Gedächtnisse tilgen.

Seine erbittertsten Feinde haben wenige Monate nach dem Friedensschlusse treu an seiner Seite gestanden, sie fühlten alle, daß der Kaiser nicht Vergebung heuchelte, daß er nicht den

¹⁾ Grünbeck, Hist. Frid. IV. Österr. Gesch.-Forsch. S. 69. Non esse dignum subligando pudenda tegeret.

²⁾ Tarde ad vindictam divina procedit ira gravitatem quod supplici tarditate recompensat schreibt der Kaiser ein anderes Mal im gleichen Sinne in sein Stammbuch a. a. D., S. 593. Vgl. Logaus diesem Satze durchaus entsprechende Worte: Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein. Ob aus Langmut er sich säumet, bringt mit Schärfe er alles ein.

³⁾ Memorandenbuch a. a. D., S. 578, I, „iniuriarum obliviosus“ nennt ihn Ebendorfer. Vgl. Voigt, Enea Silvio, II, S. 253, Anm. 3.

günstigen Augenblick zur Rache erlauerte, sondern daß er wirklich vergessen hatte.

Aber nicht nur Böses, auch ihm geleistete Dienste vergaß er schnell.

Wenige Jahre, nachdem Markgraf Albrecht dem Kaiser die Krone gerettet hatte, warnte er seinen Bruder, den Handel mit den Herzögen von Stettin der Entscheidung des Kaisers zu überlassen: „Denn er nimmt Geld und läßt uns alle untergehen“.¹⁾

Nicht gerade habüchtig war der Kaiser, er wußte nur allzu sehr des Geldes Wert zu schätzen. Schimmernde Perlen, blickende Edelsteine und fein geschnittene Gemmen bedeutete es für ihn, Dankbarkeit, Liebe und Ergebenheit, ja, wenn nötig, Soldaten konnte er sich mit ihm kaufen.

Und da er der anderen Menschen Wollen, Streben und Hoffen gar gering einschätzte, so suchte er stets aus ihren Verlegenheiten und kleinen Eitelkeiten seinen Vorteil zu ziehen.

Überall, wo im Reiche ein Geschäft, selbst ein schmutziges, zu machen war, „wollte er mitnießen“.²⁾

Habgierig erschien er darum seinen Zeitgenossen, äußerlich nur sein Stolz.

Wer ihn nicht genau kannte,³⁾ dachte und schrieb über

¹⁾ Archiv f. österr. Gesch., VII, 40—41. R i e d e l, Cod. dipl. III, 1, S. 428. Vgl. B u r k h a r d t, Korrekturen und Zusätze zu Quell. Schrift. f. Hohenzollerische Gesch., S. 11.

²⁾ Vgl. den unsauberen Handel mit Martin Mair, 1464, mit den Regensburger Juden 1476, Gemeiner, Regensbg. Chr. III, 604—610.) Vgl. B o i g t, Georg v. Böhmen, der Hussitenkönig, histor. Zeitschr., V, S. 450. Der Kaiser soll den Neustädter Kammerjuden Geld zum Wucher vorgestreckt, und sich an ihren Geschäften beteiligt haben. Vgl. C h m e l, Materialien z. österr. Gesch., I, S. 324. Den Handel bei Verheiratung seines Mündels Elisabeth usw. Seine Judenfreundlichkeit hat ihm vielfach den Spott seiner Zeitgenossen zugezogen. S c h e r e r, Die Rechtsverhältn. der Juden, S. 422. Anm.

³⁾ Wie Aeneas Silbius und Carbajal es taten. Vgl. G. B o i g t, Enea Silvio, S. 254. Anm. 1.

ihn wie der kluge Bischof Antonius von Florenz. „Man sah nichts von kaiserlicher Majestät an ihm, weder freigebigen Sinn, noch Weisheit, denn er sprach immer durch eines Andern Mund. Aber man sah seine große Gier, wie er immer nach Geschenken trachtete und sie annahm“.¹⁾

Wie hätten sie ihn anders beurteilen sollen?

Die Redner, die ihm begeistert vorstellten, wie notwendig eine Reform der Kirche und des Reiches wäre, fragte er kaltblütig: „Welchen Nutzen werde ich davon haben?“²⁾ Nur wenn die Antwort auf diese Frage ihn befriedigte, ging er von seinem Grundsatz ab, daß alles so bleiben müsse, „inmaßen das von Alters gewesen sei“.

Er selbst besaß keinen Pathos, bei anderen fand er ihn langweilig und lächerlich.

Der kluge Rechner hatte in einem langen Leben gar oft gesehen, wie leicht hübsche Mäntelchen um häßliche Sachen zu hängen sind; fast nie aber selbstlose Hingebung an eine Idee beobachtet.

Wochte der Andere also seine Absichten ruhig verdecken, er liebte ein klares Geschäft.

Feil, faul und feig haben seine Zeitgenossen ihn so oft mit gutem Grunde gescholten.

Da kam der große Rechtgeber Erfolg und krönte den Kaiser.

Der Mann, der als ein armer Prinz der Steiermark geboren war, durfte nach einem an Schmach und Niederlagen reichem Leben in seinen letzten Jahren sicher sein, daß sein Sohn einst der mächtigste Herr der Christenheit sein würde.

Überall hatte der Kaiser Recht behalten — trotz alledem und alledem. Wie ein Wunder war es geschehen, fast ohne

¹⁾ Historiarum Dom. Antonii archipresulis Florentini, Teil III, Kap. 12, § 3. Vgl. Pastor, Gesch. d. Päpste, I, 493.

²⁾ Palach, Gesch. v. Böhmen, Vb, S. 66.

sein Zutun: Gleich als wenn dieser stille fanatische Glaube das Schicksal gemeistert hätte oder als wenn, wie die Menschen, auch das Geschick endlich müde geworden wäre, diesen Willen zu brechen. Nicht einmal stumpf gemacht oder verbittert hatte ihn all das Unglück, das über ihn hereingebrochen war.¹⁾ Als Jüngling war der Kaiser nicht jung gewesen, erst als Greis erschien es vielen.

Bis in den frühen Morgen hinein gab er vertrauten Fürsten Gelage, über deren Pracht selbst die Reichsten staunten.

Aber die Herren, die so gern von ihren „Fahrtlein“ bei den eigenen und fremden Frauen prahlten, mußten jede Zote, jedes grobe Scherzwort unterdrücken, wollten sie den Kaiser nicht erzürnen.

Alle fügten sich dem kleinen Zwange willig, um den Greis sprechen zu hören, von dem Wollen und Wirken lange dahingeshiedener Menschen, von Not und Drang vergangener Zeiten.

Worte der Weisheit sprach hier der Kaiser, wie sie nur Menschen finden, die vieles gesehen, vieles erlitten haben und denen vergangenes Leid lieb geworden ist.

Einem Patriarchen hat ihn in dieser Zeit der feinste und menschlichste seiner Beurteiler verglichen.²⁾

Auch die Meinung des Volkes über den Kaiser änderte der Erfolg.

Wie die Götter Griechenlands den Tod der „Heroen“, die sie in ihrer Mitte als Halbgötter aufzunehmen gedachten, der Welt durch außerordentliche Zeichen anzeigten, genau so be-

¹⁾ Auch in seinem Familienleben hatte der Kaiser viel Unglück. Seine Gattin verschied im Beginne des 32. Lebensjahres, drei Kinder starben im jugendlichen Alter. *Krone s., Leonore von Portugal, Mitteilungen d. hist. Vereins Steiermark, XIX, S. 89.* Dazu kam der ständige Zwist mit seinem Bruder Albrecht und a. nahen Verwandten.

²⁾ *Kanke, Deutsche Gesch. im Zeitalter der Reform., I, S. 96.*

hauptet Grünbeck, hätte Gott des Kaisers Tod vorher verkündet.¹⁾

Noch weiter geht der Mönch Fabri, der seine Beschreibung Schwabens in dem letzten Regierungsjahre des Kaisers vollendet hat.²⁾

Mit jeder menschlichen Tugend schmückt er den Kaiser und voll Eifer verteidigt er ihn gegen den Vorwurf eines Fehlers. Sein zögerndes Wesen habe den Ländern Frieden und Gedeihen gebracht; durch seine übertriebene Sparsamkeit habe er den Staat vor künftigen Gefahren zu schützen gesucht, für die Allgemeinheit habe er seine Schätze gesammelt.³⁾

„Divus Fridericus“ nennt der Mönch den Vielgeschmähten.

Als der König und der Markgraf sich zum ersten Male in Nürnberg trafen, waren beide Männer wenig über dreißig Jahre; gerade weil sie so durchaus verschiedenen Wesens waren, mögen sie schnell an einander Gefallen gefunden haben. Manche wichtige Abrede scheinen sie schon damals getroffen zu haben;⁴⁾ auf seinem Krönungszuge über Frankfurt nach Aachen aber

¹⁾ Grünbeck, Hist. Fried. IV. et Max I. Chmel, Osterr. Gesch.-Forsch., I, S. 75—76.

²⁾ Fabri, Descriptio Sueviae ed. Escher, Quellen zur Schweizer Geschichte, VI, S. 191.

³⁾ Fabri, a. a. O., VI, S. 191. De duobus tantum vulgus eum defectibus inculpat, dicens eum esse tardum et tenacem. Prudentes autem judicant tarditate sua pacem fovisse et civitatum divitias crevisse; tenacitate vero sua futuris temporibus malis provisum esse et thesauros eius pro re publica servari putant. Herzog, Chronicon Alsaciae ed 1592, S. 106, singt von ihm: Er kam zu kaiserlicher Würdigkeit von wegen seiner Geschicklichkeit, denn er war aller Tugend voll, die ein Kaiser nur haben soll.“

⁴⁾ Möglich aber auch, daß es nur eine Phrase ist, wenn der König bereits am 15. Juni 1442 von dem ihm durch Kurfürst Friedrich und „sein Bruder“ oft erwiesenen „merklich und getreuen Diensten und Ehre“ spricht. Niedel, Cod. dipl., II, 4, S. 271.

folgte Albrecht dem König nicht. Sein Bruder Kurfürst Friedrich übernahm die Begleitung und damit die Wahrnehmung der Interessen des Hauses. Vor und nach seiner Krönung erfüllte der König, ohne zu markten, die Wünsche dieses Kurfürsten.

Er ließ allen Markgrafen „zu gesamter Hand“ den ganzen Besitz des Hauses und bestätigte andererseits die Teilung, die dennoch dem Gesamtlehen keinen Eintrag bringen sollte; ihre Privilegien, Rechte, Freiheiten, auch die des Nürnberger Landgerichtes¹⁾ und ihr Erbrecht in den mecklenburgischen Ländern erkannte er an.²⁾ In dem Streite zwischen dem Kurfürsten und dem deutschen Orden über die Neumark bestellte er die Verbündeten des Kurfürsten, den Herzog von Sachsen und den Erzbischof von Magdeburg, zu Schiedsrichtern.³⁾

Nicht minder reich wurden aber auch die anderen Kurfürsten bedacht, einmütig wechselten sie ihre Stellung in der Kirchenfrage, von neuem fielen sie von Papst Eugen ab. Nach dem Vorschlage des Königs beschloffen sie, daß beide Kirchenparteien für ein anderes neues Konzil gewonnen werden sollten; nach Basel und Florenz sandten König und Kurfürsten gemeinsam Botschaften, um diesem Beschlusse Nachachtung zu verschaffen.

Mächtig genug schien damals der König, um Großes für das Reich durchsetzen zu können.

In einem Edikte wies er die weltlichen Behörden an, keinen Pfründenbesitzer unter dem Vorwande des Schisma

¹⁾ Riedel, Cod. dipl., II, 4, S. 271—274. Wichtig vor allem die ausdrücklich genannten Privilegien Kaiser Sigmunds, die auch alle je zur Mark gehörenden, später aber abgerissenen Besitzungen dem Kurfürsten zusprachen.

²⁾ Riedel, Cod. dipl., II, 4, S. 274—276.

³⁾ Voigt, Gesch. Preußens, VIII, S. 46.

verdrängen zu lassen. In einer „Reformation“ gebot er dem ganzen Reiche einen Landfrieden, ordnete er das Pfändungsrecht und die Sicherheit der Reichsstraßen, beschränkte er den Wirkungsbereich der westfälischen Gerichte und stellte die Münzgebühren ab. Er gebot, daß die Münze von nun an „stätt und ordentlich“ im ganzen Reiche geschlagen werde.¹⁾

Die Macht des Königs war nur Schein; bald kümmerte sich niemand mehr um „Edikt“ oder „Reformation“, die kein Reichstag gebilligt hatte.

Der König setzte seine Krönungsreise fort.

Mit ungeheurem Jubel wurde er vor allem in Zürich empfangen, das im Renegateneifer²⁾ seine Jahrhunderte alte Feindschaft gegen das Haus Habsburg vergessen machen wollte.

Auch im Margau, das vor wenigen Jahrzehnten die Eidgenossen trotz eines fünfzigjährigen Friedens auf Befehl König Sigmunds seinem Hause entrisen hatten,³⁾ wurde Friedrich freundlich begrüßt. Vor allem in Genf bereiteten ihm die Söhne und Margarete, die Tochter des Konzilpapstes, die Witwe Ludwigs von Anjou, einen gar prächtigen Empfang; Herzog Philipp von Burgund hatte Mühe, sie bei dem Besuche des Königs in Besançon zu überbieten.⁴⁾

Der Kardinal d'Alaman, von je das eigentliche Haupt des Konziles, der auf der ganzen Reise den König begleitet hatte, und die Söhne des Papstes hatten den König überredet,

¹⁾ Müller, Reichstags-theatrum, S. 76—202. Chmel, Reg., Anhang Nr. 23. Städte-Chr., III, S. 379. v. Kraus, Deutsche Geschichte im Ausgang des Mittelalters, S. 94. Vgl. Reussen, Die polit. Stellung der Reichsstädte 1440—1457, S. 22—23, über die Unzufriedenheit der Reichsstädte mit dieser Reform.

²⁾ Chmel, Materialien z. öster. Gesch., I, 20.

³⁾ Herzog Leopold hatte die Flucht Papst Johanns vom Konstanzer Konzil unterstützt und wurde deshalb vom König geächtet.

⁴⁾ Vor allem über die Luxemburger Sache wurde dort verhandelt. Vgl. Lager, Jakob von Sirk, Trierisches Archiv, 1899. Heft II, S. 38.

auch Basel zu besuchen — sehr gegen ihr Interesse —; denn der König wird gestaunt haben, als er den aus den verschiedensten Elementen und aller Herren Länder zusammengewürfelten Haufen sah, an dem nichts seine Verbindung mit dem „heiligen Geist“ ahnen ließ.¹⁾

Bedürfte es noch eines Beweises, daß die sprichwörtlich geschickte, auf den Charakter der mit ihr Verhandelnden stets rücksichtnehmende, daß die echte Kurie nicht in Basel weilte, die plumpen Zumutungen des falschen Papstes Felix²⁾ an König Friedrich würden es sicher stellen. Daß Felix sich erbot, Kaiserkrönung und alle erdenkbaren Wünsche des Königs umsonst auszuführen, erschien fast selbstverständlich, aber daß dieser seltsame Papst die eigene Tochter mit einer fabelhaft hohen Mitgift als Gegenleistung für die Obedienzerklärung „offerierte“, galt selbst damals als ungewöhnlich.

In Genf hatte König Friedrich diesen Heiratsplan in Erwägung gezogen; „ganz von sein selbst wegen“ schlug er in Basel die Sache „von der Hand“, so berichtet Markgraf Wilhelm von Hochberg dem Erzbischof von Trier.³⁾

Der ernste und innerlich fromme König hatte für solche Anerbieten nur Hohn: Bisher hätten die Päpste ihre oberherrlichen Rechte immer teuer verkauft, hier wäre einmal ein Papst, der sie gern kaufen möchte, wenn er nur einen Verkäufer fände,⁴⁾ so spottete er. Zur Hälfte gewonnen wohl war

¹⁾ Die verständigsten Elemente des Konzils hatten schon damals wenig Freude am Konzil und den dringenden Wunsch, sich dem Papste zu unterwerfen, hatten sich aber zu weit verrannt, um ihn ausführen zu können. Vgl. Voigt, *Aeneas Silvius*, S. 274—275. Nach dem späteren Briefe des Aeneas an Campisius.

²⁾ Die außerordentlich zurückhaltende Begrüßung des Papstes durch den König vgl. *Valois, Le Pape et le Concile*, II, S. 249.

³⁾ Koblenzer Staatsarchiv, Koblenz-Kurtrier-Akten-Archiv, Personalien, Erzbischöfe, Nr. 5, Bl. 37.

⁴⁾ Aeneas Silvius, *Dicta et facta Alphonsi Regis*, II, S. 46.

der König in Basel eingeritten, ein entschiedener Gegner des Konziles, verließ er „bei Nacht und Nebel“ die Stadt.¹⁾

Freilich, die reiche Braut hätte Friedrich gern für seinen Bruder Herzog Albrecht erworben,²⁾ doch Papst Felix wollte mit ihr und ihrer Mitgift Wichtigeres gewinnen.

Das Konzil hatte willig mit unwesentlichen Änderungen die Forderungen des Königs und der Kurfürsten angenommen.

Ganz andere Stimmung fanden die deutschen Boten in Rom.

Papst Eugen, dem damals wohl gerade die Begegnung des Königs mit den Söhnen seines Gegners und sein Besuch in Basel gemeldet wurde, erhob sich im geheimen Konsistorium mit seiner ganzen, von fast allen Völkern anerkannten Autorität gegen die Neutralität, wie gegen die „törichten und schändlichen Dogmen“ der Baseler.

Sein Zorn über die Schwankung der Kurfürsten war gerecht; den, der sie veranlaßt hatte, nannte er ihren „Erwählten“, übersah mißachtend seine Krönung. Ein „unzweifelhaftes Konzil“, das Gott durch die Herstellung der Griechenunion gesegnet habe, sei versammelt. Er wolle es nach Rom verlegen, aber „Neutrale“ könnten auf einem rechtmäßigen Konzile nicht zugelassen werden. Die Verlegung des Konziles war ein deutlicher Wink, daß sich der Papst jetzt wieder als Herr im eigenen Hause fühlte.

Nach löblichem Gebrauche der Kurie ließ man die Boten den Zorn über ihre Botschaft nicht entgelten. Ein „Privat-

¹⁾ Voigt, Enea Silvio, I, S. 272. Vgl. Lager, Jakob von Sirl. Trierisches Archiv 1899, Heft II, S. 21.

²⁾ Koblenzer Staatsarchiv, Kobl. Kurtrier A., Person. der Erzbischöfe, Nr. 5, Bl. 37.

handel“ brachte den Bruder Caspar Schlicks, des Führers der Botschaft, Anwartschaft auf das nächste freie Bistum.¹⁾

Der Reichstag in Nürnberg, dem die aus Basel und Florenz heimgekehrten Botschaften Bericht erstatteten, verlief fruchtlos, soweit nicht nach dem Spottwort des Aeneas Silvius jeder Reichstag fruchtbar war, da er einen anderen gebar.

Nun aber begann mit trefflichem Erfolge Papst Felix mit dem gleichen Köder, den der König verschmäht hatte, die Kurfürsten zu locken. Seine Enkelin wurde mit dem dreijährigen Söhnchen des Herzogs Friedrich von Sachsen,²⁾ seine Tochter Margarete mit dem jungen Pfalzgrafen³⁾ verlobt.

Der früher so eifrig päpstliche Jakob von Sirk hatte sich gegen entsprechende Vergütung in bar und in Privilegien als gefälliger Heiratsvermittler bewährt.⁴⁾ Der Erzbischof von Köln verharrete auf seinem altem konzilsfreundlichem Standpunkte.

Auf dem Novemberreichstage 1443 in Nürnberg, den der König wieder einmal nicht besuchen konnte, kam die Sinnesänderung der Kurfürsten ebenso überraschend wie deutlich zum Ausdruck; die dort erschienenen kurfürstlichen Räte verlangten dringend eine endgültige Entscheidung in der Kirchenfrage.

¹⁾ Dieses Bistum war Freising. Es entspann sich um dieses Bistum später ein heißer Kampf zwischen dem Bastard, Johanns von Bayern, Grünwalder, den das Kapitel erwählt hatte, und dem Günstlinge des Papstes, Heinrich Schlick; nach wechselvollen, für die ganze Kirchenpolitik einflußreichen Vorgängen blieb Grünwalder in dem dauernden Besitze des Bistums. *Hufnagel*, Caspar Schlick a. a. O., S. 293 ff.

²⁾ *Du Mont*, Corps dipl., III, S. 122—123.

³⁾ *Guisenon*, Historie Genealog. de la maison de Savoye, S. 347. *Du Mont*, a. a. O., S. 141. *Lunig*, Part. Spec. Cont., II, S. 31.

⁴⁾ Koblenzer Staatsarchiv, Kurtrier, Aktenarchiv, Personalien, Erzbißch., Nr. 5, Bl. 41.

Eine Aufforderung, die einer Vorladung ähnlich sah, berief den König zum 2. Februar 1444 nach Nürnberg.¹⁾

Der König war über den neuerlichen Frontwechsel der Kurfürsten nicht wenig erschreckt, zumal eine Flugschrift aus Gregor Heimburgs geschickter Feder, in des Sachsen Auftrag geschrieben, für eine Wiederbelebung und allgemeine Beschickung des Konziles auch das Volk zu gewinnen suchte.

Aber König Friedrich wußte jetzt, wie gefährlich der Weg war, auf den die Kurfürsten ihn führen wollten; hatten doch fast alle Fürsten Europas auf sein Ersuchen, über die Berufung eines neuen Konziles gemeinsam zu beraten, mit einer Obedienzerklärung für Papst Eugen geantwortet. Nur Karl VII., durch die päpstliche Anerkennung des aragonischen Anspruches auf Neapel gereizt, hatte trotz bereits geleisteter Obedienz einen Fürstenkongreß zur Beseitigung des Schismas vorgeschlagen.²⁾

Den Bemühungen des päpstlichen Legaten Cesarini dankte König Friedrich den zweijährigen Waffenstillstand mit König Wladislaw von Polen und Ungarn. Die aufrichtige Versöhnung mit seinem Bruder Herzog Albrecht und dem Grafen von Cilly erlaubte ihm, in seinen Erblanden, endlich von hartem Drucke befreit, aufzuatmen; er konnte sich wieder einmal persönlich den „Sachen der Kirche und des Reiches“ widmen. Noch eine andere größere Sorge trieb ihn in das Reich; das mit ihm verbündete Zürich sah seinem Falle und einem furchtbaren Blutbade entgegen.

Die schöne Limatstadt hatte sich im Hader um das Erbe des Toggenburger Grafen mit den Eidgenossen aus Schwyz und Glarus entzweit. Die kluge und folgerichtige Politik des

¹⁾ Bachmann, Deutsche Könige, S. 113—116. Pückerl, a. a. O., S. 192—203. Vgl. über die Stimmung der Städte, die zu dem Reichstage nicht geladen waren, Reussen, D. polit. Stellung d. Reichsstädte, S. 30, Anm. 5.

²⁾ Voigt, a. a. O., I, S. 329.

Schwyz er Stal Reding hatte Zürich bald auch von den fünf übrigen eidgenössischen „Orten“ getrennt. Mit Waffengewalt war dann die Stadt gezwungen worden, sich dem „eidgenössischen Rechte“ und einem wenig ehrenvollen Frieden zu fügen.¹⁾

Trotz des Friedens erhob die Partei des österreichisch gesinnten Bürgermeisters Stüssi in Zürich höher als je ihr Haupt; es galt, die der Stadt von den Bauern angetane Schmach zu rächen. So verließ Zürich die groß angelegte, von dem Orte Schwyz seit mehr als einem Jahrhundert geführte antiösterreichische Politik und verband sich mit dem einstigen Gegner.

Während der Krönungstage in Aachen hatte König Friedrich das Bündnis geschlossen, das Zürich zum Haupt einer großen Gegeneidgenossenschaft machen sollte;²⁾ nie schien die Gelegenheit günstiger, die einst dem Hause Österreich gewaltsam entriessenen Besitzungen wieder zu gewinnen; der König weigerte den eidgenössischen Orten die Bestätigung ihrer Privilegien, drohte mit einer Prüfung ihrer Besitzrechte.

Die Zeit war reif für einen neuen Schweizerkrieg; freudig eilte der Adel der Vorlande der abtrünnigen Stadt zur Hilfe, galt es doch, der immer weiter um sich greifenden Verbindung demokratischer Elemente einen Damm zu setzen, die Eidgenossenschaft für alle Zeiten zu sprengen. Aber die Hellenbarden waren noch so scharf, wie einst bei Morgarten und Sempach; am Hirzel und bei St. Jacob a. d. Sihl geschlagen,³⁾ mußte Zürich sich zu einem „faulen Frieden“ bequemen.⁴⁾

Im April 1444 begann der Kampf von neuem mit verschärfster Erbitterung. Am 27. Mai fiel die Feste Greifensee;

1) Dierauer, Gesch. der Schweiz. Eidgen., II, S. 64.

2) Chmel, Materialien zur österr. Gesch., I, 100—108.

3) Kanter, Hans v. Rechberg, v. Hohenrechberg, S. 20—22.

4) Am 9. August 1443. „Friede“ bedeutete nach dem allgemeinen Gebrauch der damaligen Zeit Waffenstillstand. Die verlorenen Gebiete blieben in den Händen der Sieger; die österr. Helfer mußten Zürich verlassen.

die tapfere Besatzung unter ihrem Führer Hans von Breitenlandenberg wurde enthauptet. Schon damals betrachtete man diese Tat als einen Schandfleck auf dem alten eidgenössischen Kriegsruhmeh.¹⁾

Ein Heer von 20 000 Eidgenossen schloß am 24. Juni Zürich ein; eine Abrechnung, wie sie das Reich seit Karls des Großen Blutbad bei Verden nicht gesehen hatte, stand bevor. Woche auf Woche wartete man in der durch Hans von Rechberg geschickt verteidigten Stadt auf die vom Könige zugesagte Hilfe. Umsonst spähte man aus, sandte man Boten auf Boten. Rechberg selbst schlich sich aus der Stadt und eilte zum König.

Wie sollte der helfen? War er doch selbst kaum Herr im eigenem Lande; in Böhmen so machtlos wie in Tirol, wo der Aufstand tobte.

Herzog Philipp von Burgund hatte ihm, durch den Savoyer Herzog bestimmt, die für Zürich erbetene Hilfe verweigert.

Und doch mußte Hilfe geschafft werden. Sein Königswort, sein Ansehen, die Bündnisfähigkeit seines Hauses, das Leben von vielen hundert Edlen stand auf dem Spiele. So kam Friedrich auf den Gedanken, den Teufel durch der Teufel Obersten auszutreiben.

Schon 1443 hatte er den König von Frankreich ersucht; ihm eine Werbung unter den „armen Gecken“, den wüsten, meist gegen England gebrauchten, seit ihrem Einfall 1439²⁾ aber auch in Deutschland berüchtigten, Söldnern zu gestatten.³⁾

Damals konnte Karl VII. diese Söldnerhaufen noch nicht entbehren. Als aber am 28. Mai 1444 ein Waffenstillstand

¹⁾ Th. v. Liebenau im Anzeiger f. Schweizer Gesch., 1873. R a n t e r, Hans v. Rechberg v. Hohenrechberg. Nur eine geringe Entschuldigung für diese unedle Tat war die Hinrichtung eidgenössisch gesinnter Bürger in Zürich während des Waffenstillstandes.

²⁾ Herzog, Chronicon Alsatie, 1592, S. 103—106.

³⁾ Chmel, Reg., I, Nr. 1517. Schöpflin, Alsat. dipl., II, 371.

mit England die zuchtlosen Kriegsvölker in Frankreich beschäftigungslos gemacht hatte,¹⁾ trafen sich die Interessen der beiden Könige zugleich auch mit denen Papst Eugens, der durch große Versprechungen die Franzosen zu der Eroberung Basels und zu der Vertreibung des Konziles anstachelte.

Seit aber Zürich belagert seinem Falle entgegensah, waren langwierige Werbungen zwecklos geworden; der König von Frankreich oder der Dauphin mußte selbst mit ganzer Macht der bedrängten Stadt zur Hilfe eilen, sollte es nicht zu spät sein.

Die Boten Friedrichs, deren Freunde und Verwandte in Zürich eingeschlossen waren, baten, flehten, drängten Karl VII. in Langres; von Verträgen war keine Rede, nur von Versprechungen.

Vor allem verlangte der französische König gute Winterquartiere für seine Truppen, die er natürlich nicht im Sommer in Oesterreichs Interesse verwenden wollte, um sie im Winter selbst ernähren zu müssen.

Seine Forderungen wurden gern bewilligt, die Öffnung von 20 Schlössern im Elsaß zugesagt.²⁾ Für 25 000 Reiter forderte der Dauphin Verproviantierung, Besoldung, Quartiere in den Vorlanden;³⁾ des deutschen Königs Boten zeigten dem welschen Heere den Weg durch den Sundgau. Als die ihnen gemachten Versprechungen nicht pünktlich gehalten wur-

¹⁾ Später behauptete Karl VII., er hätte diesen für ihn sehr unvorteilhaften Waffenstillstand nur geschlossen, um König Friedrich zur Hilfe kommen zu können. Tuetey *Les écorcheurs sous Charles VII.*, Bd. II, S. 145. Vgl. dagegen Du Fresne de Beaucourt, *Histoire de Charles VII.*, Bd. IV, S. 12—15.

²⁾ Wülker, *Urf. u. Schreib. betr. den Zug d. Armag.*, Neuj.-Blatt d. Vereins f. Gesch., Frankfurt a. M., 1873, S. 250.

³⁾ Tuetey, a. a. O., II, S. 135 u. S. 140. Die für König Friedr. allzu günstige Schilderung Bachmanns, *Deutsche Könige*, S. 122, beruht auf der völlig unbegründeten Ann. 2 bei Chmel, *Gesch. Kaiser Friedr. IV.*, Bd. I, S. 277, die sich scheinbar auf den lügnerischen Eschudi stützt. Die erste Gesandtschaft stand unter Führung Peters v. Mörsberg, die zweite unter Graf Ludwig v. Lützelstein. Vgl. Wülker,

den, sengten und plünderten die wilden Scharen dort wie in einem erobertem Lande.¹⁾

Hans von Rechberg hatte Bruch durch überrumpelung erobert und den ungehinderten Übergang über die Aare durch Zerstörung des Städtchens gesichert; er und seine Genossen wurden auf der Feste Farnsburg bei Basel belagert, auch hier tat schneller Entschluß not.

Vor Basel kam es zwischen den Eidgenossen und dem Heere des Dauphins zur Schlacht. Ein von den Belagerern der Farnsburg abgesandtes Beobachtungskorps ließ sich in wilder Kampfeslust zum Angriff auf eine dreißigfache Übermacht verleiten. Die Baseler, die den Freunden zu Hilfe eilen wollten, mußten, in der Furcht, abgeschnitten zu werden, in ihre Stadt zurückkehren; vom frühen Morgen bis zum späten Abend dauerte beim Siedenhause von St. Jacob an der Birs der Vernichtungskampf gegen 1500 eidgenössische Männer. An die Heldenkämpfe verschollener Sagen gemahnt diese Schlacht, die zu den schönsten Ruhmestaten deutscher Geschichte gehören würde, hätten nicht auf des Fremden Seite deutsche Ritter gefochten.

Nur durch das mehrfache Eingreifen Hans von Rechbergs, der aus der Farnsburg entwischt war, gelang es endlich, mit ungeheuren Opfern die eidgenössische Schar zu überwältigen.²⁾

a. a. O., S. 51. Die dritte Gesandtschaft führte Burkhardt Mních. Bei Witte (Die Armag. im Elz., Beitr. z. Landeskd. v. Elz.-Lothr., III, S. 31—33, S. 44—45) ist sogar von einer fünften und sechsten Gesandtschaft der Ensisheimer Regierung die Rede.

¹⁾ Der Rat von Colmar hielt es für nötig, den Dauphin daran zu erinnern, daß die Stadt österreichisch und nicht eidgenössisch wäre. Charavay, Lettres Louis XI., Bd. I, S. 191—193, vgl. Gemeiner, Regensburger Chron., III, S. 137.

²⁾ Bernoulli, die Schlacht bei St. Jacob a. Birs. Kanter, Hans v. Rechberg v. Hohenrechberg, S. 32—36. Vgl. für d. Armag. Krieg außer den häufig zitierten Arbeiten noch Jannsen, Frankreichs Rheingelüste, Naumers Histor. Taschenbuch, 1842. Barthold, Der Armegeckenkrieg.

Die Belagerungsheere vor Zürich und der Farnsburg lösten sich nach dieser Schlacht in Eile auf; es galt, die Pässe zu besetzen, und, wie gewohnt, den Feind im eigenen Lande zu erwarten. Aber der hatte nach der erhaltenen Probe keine Lust zu neuem Kampfe mit den Eidgenossen. Statt einen Krieg in unwegsamen Bergen zu führen, überschwemmten die zuchtlosen Scharen des Dauphin das Elsaß; plünderten und raubten im Lande, schändeten Frauen und Mädchen. Klage auf Klage kam an den in Nürnberg versammelten Reichstag.¹⁾

Schon als das französische Heer des Reiches Grenze überschritt, hatten die Fürsten den König gedrängt, Abwehrmaßregeln zu ergreifen. Der König hatte geschwiegen,²⁾ später mit erheucheltem Zorn auf die Eindringlinge gescholten und eingewilligt, eine Gesandtschaft an den Dauphin zu schicken, die ihn zum Verlassen des Elsaß auffordern sollte.

Der Dauphin mag seinen Ohren nicht getraut haben, als der Bischof von Augsburg ihm solche seltsame Kunde brachte, er verweigerte dem Bischof jede Antwort und schickte selbst Gesandte an den Reichstag.

Da hörten dann die deutschen Fürsten und Städteboten, daß ihr König den fremden Herrscher gegen die eigenen Untertanen ins Land gerufen, ihm Winterquartiere bis Juni des nächsten Jahres³⁾ und Öffnung seiner Städte und Schlösser

¹⁾ Die früheren Werbungen von Armagnaken und die späteren von böhmischen Söldnertruppen können mit diesem Einmarsch eines Heeres unter der Leitung eines fremden Königssohnes nicht verglichen werden, wie es getan wird. Die ersteren waren Hilfstruppen, die nach ihrer Ablöhnung nichts weiter zu verlangen hatten; das Heer des Dauphin aber wurde nach Interessen geleitet, die von denen des Hilfesuchenden sehr verschieden waren.

²⁾ Gudenus dipl., IV, S. 288.

³⁾ Es handelt sich natürlich bei dem Datum um Johannes bapt., nicht evangel. Dem Bischof von Augsburg erwiderte der Dauphin (Wülker a. a. O., S. 51), er wolle im März abziehen, wenn der König ihm seine Kosten ersehe.

versprochen habe. Auf die Weigerung ihres Herren, die Grenze des Reiches zu überschreiten, so brüsteten sich die französischen Gesandten, hätte die Regierung des römischen Königs in den Vorlanden binnen weniger Wochen immer wieder und wieder Gesandtschaften geschickt und ihren Herren um Hilfe angefleht; ohne Zaudern hätten die Gesandten Friedrichs alle Forderungen König Karls bewilligt.

In siegreicher Schlacht hätte ein französisches Heer furchtbare Schmach vom Hause Österreichs abgewandt. Zürich und die Farnsburg wären entsetzt, aber um den Lohn für ihre Opfer und Mühen wollte jetzt der römische König Frankreichs ruhmgekröntes Heer pressen, es in Schnee und Eis Winterquartiere beziehen lassen. Gar billig wäre es, den Handwerker nach getaner Arbeit zu verachten.¹⁾

Nicht einmal die versprochenen 20 Schlösser hätte König Friedrich ihnen öffnen lassen, so hätten sie leider sich ihr Recht mit Gewalt nehmen müssen.²⁾ Ungeheuren Schaden hätte das französische Heer durch den Wortbruch König Friedrichs erlitten. Trotz allem erbiete sich aber der Dauphin, den Kampf gegen die Eidgenossen für Herzog Sigismund, den Verlobten seiner Schwester, fortzusetzen. Doch sollten König Friedrich und die Fürsten des Reiches Herzog Sigismund und seinen reichen ererbten Schatz ihrem Könige anvertrauen.³⁾

Es ist glaublich, daß König Friedrich bei solcher Rede schamrot geworden ist,⁴⁾ da er sich selbst wohl nicht geschickt

¹⁾ Tueteh, *Les écorcheurs*, a. a. O., Bd. II, S. 146. *Après l'oeuvre fait, les ouvriers sont méprisés.*

²⁾ Müller, *Reichstagstheatr*, I, S. 219—220. Fugger, *Spiegel der Ehren des Hauses Österreichs*. Die Instruktion dieser und der späteren französischen Gesandtschaft. Tueteh, a. a. O., II, S. 127—168.

³⁾ Müller, *Reichstagstheatr*, I, S. 229.

⁴⁾ Die Gesinnung der Städteboten drückt Burkhart Zink, *Städtechroniken*, V, S. 176, aus, wenn er über den König und über die in Nürnberg anwesenden Fürsten schreibt: „sie lagen da und waren frölich und tanzten und lebten wohl und achten nit fast des Mordes und Blutvergießens, so in dem Land geschehen war“. Vgl. auch Müller, a. a. O., S. 231.

genug wählte, die vorgebrachten Tatsachen in ihr Gegenteil zu verdrehen, übertrug er Markgraf Albrecht diese undankbare Aufgabe.

Es ist ein eigentümlicher Zufall, daß Albrecht, der in das öffentliche Leben mit einer Lüge getreten war,¹⁾ als er zum ersten Male in des Reiches Geschäften auftrat, mit grober Entstellung beginnen mußte.

Was er zur Entschuldigung des Königs sagte, war un- wahr; nur wie er es sagte, kann gewirkt haben.

Vor allem gebrauchte er den Kunstkniff, sich lediglich auf die vom Könige selbst im Vorjahre schriftlich unter ganz an- deren Verhältnissen mit Karl VII. angeknüpften Verhandlungen zu beziehen. Die späteren, durch die dringendste Not gebotenen Gesandtschaften der Ensisheimer Regierung aber schweigend zu übergeben.²⁾

Geschiedt verknüpfte er gleichzeitig die Hilfe, die Karl VII. in diesen Monaten seinem Neffen René bei der Wiedereroberung seines Herzogtumes Lothringen leistete³⁾ mit dem völlig von dieser Unternehmung getrenntem Zuge des Dauphin gegen die Eidgenossen.

Er führte aus: Der König hätte von Karl VII. 5000 Mann zur Hilfe gegen die Eidgenossen gefordert, und hätte für diese Truppen 20 Städte und Märkte zu Lagerplätzen bestimmt. Da aber König Karl wider Friedrichs Wunsch und Erwarten 40 000 Mann gesandt und auch bereits andere lothringische

¹⁾ Vgl. Kapitel 2, die unwahre Angabe Albrechts über sein Alter vor dem Nürnberger Landgericht.

²⁾ Das gleiche Manöver versucht König Friedrich noch im Dezember 1444. *Chmel*, *Reg. I*, Nr. 1875. Auch bestritt er, daß sein Statthalter, der Markgraf von Hochberg, zu den gemachten Versprechungen Vollmacht gehabt hatte. *Zetzel a. a. O.*, II, S. 145.

³⁾ Denn nur das kann am 14. September in Nürnberg bekannt gewesen sein, nicht aber, daß Karl VII. die lothringischen Städte zwang, ihm zu huldigen.

Städte eingenommen hatte,¹⁾ so hätte Friedrich dem Dauphin nicht auch noch die Städte im Elsaß übergeben können. Wäre Karl ein Freund des Reiches, wie er sich rühmte, höhnte der Markgraf, so möchte er seine Truppen abberufen oder nur soviel zurücklassen, wie man erbeten hätte. Sigmund wäre noch zu jung zum Heiraten und unter Vormundschaft. Durch die Verlobung seiner Tochter mit dem jungen Herzog habe König Karl sicherlich keinen Anspruch auf das Vermögen des Minderjährigen erworben. Die Franzosen möchten hingehen, woher sie gekommen wären, und sich nicht um Dinge kümmern, die sie nichts angingen, so schloß Albrecht derb seine Rede.

Es war wirklich ein großer Dienst, daß der „deutsche Achilles“ in dieser häßlichen Angelegenheit für den König eintrat. Die kühne Behauptung, König Friedrich habe Karl VII. angefohnen, mit 5000 „armen Becken“ mehr als 20 000 Eidgenossen aus dem Felde zu schlagen, hätte sonst wohl schallendes Gelächter bei den Reichsständen ausgelöst.²⁾

Der Johannitermeister Robert de Brézé und die 2000 mit ihm bei St. Jacob erschlagenen Armagnaken gaben eine prächtige Illustration zu diesem Texte, dem nach der eingehenden Darstellung der französischen Gesandten doch niemand Glauben schenkte.

¹⁾ Die Einnahme von Spinal, Belagerung von Metz usw. fällt später als diese Rede. Vgl. de Beaucourt, Hist. de Charles VII., Bd. IV, S. 50 ff. Doch hatte König Karl sich schon im März 1444 mit Metz vertragen. Brief Saarburs an Straßburg. Vgl. Straßburger St. A. f. 186, fol. 79.

²⁾ 5000, selbst 10 000 Armagnaken wären sicherlich von den Baseler und dem Haufen Schweizer hinter der Brs in die Mitte genommen und völlig vernichtet worden. In der Tat, der Dauphin hatte recht, es war für König Friedrich „pas chose honorable de quérir fuite et prendre excusations par telles subtilités“ Tuetey Les écorcheurs sous Charles VII, II, S. 131, de Beaucourt Histoire de Charles VII, Bd. IV, S. 43.

Die Tatsache aber, daß der König ohne schriftliche Vereinbarung oder Soldvertrag überhaupt die wüsten Raubscharen, die noch nirgends Zucht und Ordnung gehalten hatten,¹⁾ mit großen Versprechungen in das Land und gegen seine Untertanen gerufen hatte, überging Abrecht mit Stillschweigen. Seine an den Dauphin gerichtete Aufforderung „heimzukehren“ war ebenso patriotisch, wie unbillig. So leicht ließen sich die dienstbaren Geister, die man gerufen hatte, nicht bannen. Vor dem offenen Ausbruch der Wut, nicht vor Tadel, konnten Abrechts Worte den König schützen.

„Du solltest mehren das römisch Reich,
So willst du es zerstören,
Du hast die Mörder hergeladen,
Allen Städten auf ihren Schaden,
Scham dir der großen Unehren.“

So sang das Volk von König Friedrich.²⁾

Er hatte an dem Tage, als er trotz seiner geringen Hilfsmittel Zürich seinen Beistand gegen die Eidgenossen verhielt, gesät, was er in diesen Monaten erntete; seine feige, hinterhältige Politik brachte ihn jetzt auch noch um die volle Frucht seines Landesverrates.

Hatte der Dauphin noch nach der Schlacht von St. Jakob erklärt, „er wolle seinem Schwager von Osterreich helfen wider seine Feinde und ihm wieder einbringen, was zu seines Vaters Krone gehört habe,³⁾ so leitete ihn jetzt natürlich nur noch der eigene Vorteil. Er versuchte Basel zur Huldigung zu bewegen und schloß mit den Eidgenossen einen Waffenstillstand.⁴⁾

¹⁾ Straßburger St. A., A. A. 189, Nr. 43. Schon 1439 hatte Straßburg sich bei Ulm erkundigt, „von der Schinder und Armiaken und solicher Verherunge wegen, die sie von der Priesterschaft, Frauen, Jungfrauen, Landen und Leuten und aller Ehrbarkeit tun“.

²⁾ Aus *Berlers Chronik* vgl. Würdinger, *Kriegsgesch. Bayerns* I, S. 332, Anm. 2.

³⁾ *Wülfers Urfd.* usw. S. 38. Du Fresne de Beaucourt *Histoire de Charles VII*, Bd. IV, S. 30.

⁴⁾ Am 20. September, *Eidgenössische Abschiede*, II, S. 867.

König Friedrich aber gedachte trotz aller Beteuerungen und Versprechungen, trotz seiner „gar demütigen Antworten“¹⁾ an die Städteboten nicht, seine hinterlistige Politik zu ändern.

In Markgraf Albrecht, dem Mann mit der eisernen Stirn, schien ihm der rechte Helfer erwachsen.

Am gleichen Tage, an dem Albrecht seine große Rede gehalten hatte, gebot der König, daß alles, was dem Kurfürstentume Brandenburg je in widerrechtlicher Weise entfremdet worden wäre, zu „Ehre und Nutzen des Reiches“ mit der Mark wieder vereinigt werden sollte;²⁾ er bestätigte aber auch die gegen dieses Gebot und die goldene Bulle verstößende Abtretung der Neumark an den Hochmeister, damit der Kurfürst mit der „Erstattung die Ihm von dem Orden geschehen ist, seine Lande die des Reiches Lehen sind, wohl bessern möge“.³⁾ Zu dem gleichen Zwecke erhöhte er, zugunsten des Kurfürsten den Zoll zu Eberswalde, der von jetzt in der gleichen Höhe, wie der Berliner Zoll erhoben werden durfte.⁴⁾

Albrecht selbst hatte sich seinen Lohn für seine Partei-

1) Müller, Reichstagstheatrum, S. 231. Aus einem Briefe Albrecht Schalks an Basel; vgl. Witte, Reg. III, 6350.

2) Ein für die Erwerbung der Niederlausitz außerordentlich wichtiges Privileg, Kotelmann, Gesch. d. ält. Erwerb. d. Hohenzollern in der Niederlausitz, S. 16.

3) Riedel, Cod. dipl. II, 4, S. 340—345. Alle Markgrafen hatten am 16. Okt. 1443 ihr Anrecht auf die Neumark an den Hochmeister „zu rechter Gottesgabe in dem Namen Gottes“ abgetreten. Tatsächlich hatten sie sich in einem Nebenvertrage eine gehörige Abfindungssumme ausgemacht. (Riedel, Cod. dipl. II, 4, S. 289—292 und S. 339), die erst nach Ausfertigung des königlichen Zustimmungsbriefes gezahlt werden sollte. (Voigt, Gesch. Preuß. II, S. 61. Voigt, Die Erwerbung der Neumark, S. 263.) Am 24. September bestätigte der Erzbischof von Mainz die Konfirmation der Privilegien. Du Mont Corps Universel dipl. III, S. 141. Lunig Grund Rüste Europ. Gerechtigkeiten I, S. 497.)

4) Schmel, Reg. I, Nr. 1744. Berliner Staatsarchiv, Cop. III, Fol. 8.

nahme schon vorher bedungen; der Streit seines Schwagers, des bußlichen Ludwig, war in Nürnberg zu gutem Ende gebracht worden.

Eine gegen das Landgericht vom Bamberger Stiftskapitel erwirkte Ladung, sowie das Verbot, das Kapitel weiterhin mit Prozessen zu beschweren, erklärte König Friedrich auf die Apellation Albrechts hin für nichtig, und versprach die Klage von einem Fürstengerichte unter seinem Vorsetze entscheiden zu lassen.¹⁾

Hatte er den Städten vorher „alle Förderung“ zugesagt und sie vor den Belästigungen des Nürnberger Landgerichtes zu schützen versprochen, so wies er jetzt die Städteboten ab, die ihn an sein Versprechen mahnten, nach ihren Vorschlägen gegen das Nürnberger Landgericht einzuschreiten.²⁾

Vor der Abreise Albrechts von Nürnberg, am 4. Oktober, belehnte der König ihn und seinen Bruder Johann zugleich auch für den abwesenden jüngsten Bruder mit den gesamten von ihrem Vater hinterlassenen Ländern in gleicher Weise, wie er sie ihrem Bruder, dem Kurfürsten in Aachen geliehen hatte.³⁾

Nicht nur Albrecht, sondern auch Herzog Ludwig von Ingolstadt ernannte der König zu „Räten“, ließ Ludwig die gewonnenen Lande und erkannte somit, sicher sehr gegen sein eigenes Gefühl, die Gefangensetzung des greisen Vaters seines „Rates“ an. Gern gelobten die beiden jungen Fürsten dagegen dem Bruder des Königs mit je 100 Reitern im Schweizerkriege zu helfen.⁴⁾

¹⁾ Harpprecht, Staatsarch. d. kaiserl. u. heil. röm. Reichsammergerichtes, Tom. I, S. 133 ff. ed. Ulm, 1754. Loshorn, Gesch. d. Bistums Bamberg, IV, S. 256.

²⁾ Nördlinger St.-A., Städtebündnisse 1443, Nr. 211.

³⁾ Wiener St. Arch. N. R. Bd. D. S. 200—201. Vgl. Chmel, Reg. 1776 u. 1778. Der König bestätigte am 5. Oktober dem Markgrafen Albrecht und Johann alle Rechte ihrer Vorfahren über den Kefler Schuß.

⁴⁾ Chmel, Reg. 1733—1755. Deutsche Chr. II, 371. Albrecht ließ sich Schadenersatz für mögliche Verluste zusichern.

Nicht Geringes gewann der König durch solchen Anschluß. Albrecht war schon damals das Haupt einer Interessengruppe, einer noch ungeschlossenen Koalition. Sein Bruder in den Marken, der Schwager, Herzog „von markgräflichen Gnaden“ in Ingolstadt, der Vater seiner Braut, Jakob von Baden waren ihm durchaus ergeben; mit dem Erzbischof von Mainz, dem Herzog Otto von Bayern-Mosbach, dem Pfleger des Würzburger Stiffts, dem Bamberger Bischof, dem Grafen Ulrich von Württemberg, seinem Onkel Herzog Heinrich von Landsknecht, dem Landgrafen von Hessen und vielen norddeutschen Fürsten war er befreundet.

Das Mißtrauen der Städte gegen den Einfluß dieser Gruppe war ein durchaus berechtigtes.¹⁾ Als der König auf das Drängen der Städteboten mit den Eidgenossen Frieden zu schließen und sich dann mit ganzer Macht gegen die Armagnaken zu wenden, den Markgrafen Albrecht, Herzog Ludwig von Ingolstadt, Markgraf Jakob von Baden und Graf Ulrich von Württemberg zu Unterhändlern bei den Eidgenossen ernannte, lehnten es die meisten Städte ab, mit ihnen Boten an die eidgenössische Tagsatzung zu senden.²⁾

Zu schwach erschien ihnen der König, die stolzen Fürsten nach seinem Willen zu lenken,³⁾ wohl auch zu eigennützig, um seine Interessen denen des Reiches unterzuordnen.

Selbst als dann auf Veranlassung des Pfalzgrafen und nach Einlauf der Nachrichten über das immer drohendere Umsichgreifen Karl VII. in Lothringen erst der „kleine“, dann der „große“ Anschlag wider die Fremden beschlossen wurde, verlor

¹⁾ Gerade damals, am 11. Oktober 1444, verbanden sich König Friedrich, Kurfürst Friedrich von Brandenburg, Erzbischof Dietrich von Mainz, die Herzöge Heinrich und Ludwig von Bayern zum gemeinsamen Handeln und zur Herbeiziehung anderer Fürsten in ihr Bündnis. Berlin, Geh. Staatsarch. R. 5, R.

²⁾ Witte, Armagnaken im Elsaß, S. 90.

³⁾ Janßen, Frankfurts Reichsk. II, S. 87.

sich ihr Mißtrauen nicht. Sie fürchteten, der Anschlag werde nicht den Welschen, sondern einem Gliede des Reiches, den Eidgenossen gelten.

Der enge Anschluß der „Vermittler“ an den Bruder des Königs, Erzherzog Albrecht, dem schon im August das Reichsbanner wider die Eidgenossen übertragen war,¹⁾ und der Tag zu Billingen, an dem die „Vermittler“ dann auch statt zum Frieden, zum Kampf wider die Eidgenossen aufriefen, sowie ihre Absage als Helfer des Herzogs²⁾ zeigte den Städteboten, wohin die Fahrt ging. Vergebens bat der Herzog in Markgraf Albrechts Gegenwart die Boten Straßburgs die Städte zu veranlassen, ihm zu helfen, wenn die eidgenössische Tagsatzung den von ihm vorgeschlagenen viermonatlichen Waffenstillstand nicht annehmen würde;³⁾ nicht dem Österreicher gegen ein Glied des Reiches, sondern den Städten des Elsasses gegen das „fremde Volk“ sandte der schwäbische Städtebund damals Hilfe.⁴⁾

Wie ein auf schlimmer Tat ertappter Schulbube, „gar demütig“, hatte der König vor den Städteboten gestanden, als dem Reichstag die Kunde kam, der Dauphin hätte Basel zur Huldigung aufgefordert; am eifrigsten hatten seine Räte Rüstung gegen die Eindringlinge gefordert.

Zwei Gesandtschaften gingen an den französischen Königsjohn ab;⁵⁾ die erste unter dem Bischof von Augsburg dankte

¹⁾ Chmel, Materialien I, 2, S. 140—144. Zugleich übertrug König Friedrich seinem Bruder die dreijährige Verwaltung der Voralpen und Tirols, dagegen verlängerte Erzherzog Albrecht für drei Jahre seinen Verzicht auf die Verwaltung der innerösterreich. Länder.

²⁾ Tschudi, S. 435. Stalin a. a. O. III, S. 467.

³⁾ Straßburg. St.-Arch. N. N. 190. Brief d. Klaus Schomlit an Ammeister Schalk v. 5. Oktober.

⁴⁾ Nördlinger St.-A., Städtebündakten v. J. 1444. Straßburg. St.-A. N. N. 189, Nr. 4, 27, 56, 70.

⁵⁾ In Nürnberg war zuerst beschlossen worden, daß Albrecht, Herzog Ludwig d. J., Markgraf Jakob, Graf Ulrich, der Bischof von Augsburg und die Städteboten gemeinsam den Dauphin auffuchen sollten. Witte, Reg. III, 6350.

dem Dauphin für die dem Hause Oesterreich erwiesene Hilfe. Unter Wiederholung der bereits von Markgraf Albrecht vorgebrachten Entstellungen¹⁾ ersuchte sie ihn dann, heimzukehren, da man seiner ferner nicht mehr bedürfte und jetzt hoffen könnte, mit den Eidgenossen zu einem annehmbaren Frieden zu kommen.²⁾

Mit Hohn und Spott sandte der Dauphin die Gesandten heim.

Wenige Tage nach der Abreise der ersten, traf in Ensisheim die zweite Gesandtschaft König Friedrichs ein, die zu ganz anderem Zwecke gekommen war. Drei Mitglieder dieser Gesandtschaft waren beauftragt gewesen, einen Frieden mit den Eidgenossen zu vermitteln, — Markgraf Albrecht, Graf Ulrich von Württemberg und Markgraf Jakob von Baden; ihnen hatte sich bei dem Ritte zum Dauphin Herzog Albrecht von Oesterreich angeschlossen.³⁾ Die Herren hatten sich in einem keineswegs einwandfreien Französisch eine Instruktion anfertigen lassen, die Albrechts Rede auf dem Reichstage in einer verkürzten und weitaus höflicheren Form wiedergab.⁴⁾ Man hatte lediglich den Vorwurf hinzugesetzt, daß der Dauphin und sein Vater unberechtigterweise auch Basel und Epinal aufge-

¹⁾ Du Fresne de Beaucourt Histoire de Charles VII, Bd. IV, S. 35. Tuetey Les écorcheurs sous Charles VII, Bd. II, S. 514.

²⁾ Bitte, Armagnaken usw., S. 95—96. Auch die konzilsfreundlichen Gegner des Kaisers, — Köln, Trier, Pfalz, Sachsen, Magdeburg, Barmen und Salzburg — ließen durch den Erzbischof von Trier Karl VII. um die Entfernung der Armagnaken ersuchen. Hansen, Westfalen und Rheinland im 15. Jahrh., S. 74. Vgl. v. Kraus, deutsche Gesch., S. 138. Bitte, Reg. III, 6367.

³⁾ Tuetey, Les écorcheurs sous Charles VII, Bd. I, S. 302, hat Königshofers Chronik ed. Schilter, S. 937 mißverstanden; nicht die Verteidigung des Breisgaus war dem Markgrafen und den anderen Fürsten vom König übertragen worden, sondern er hatte sie nur beauftragt, in den Breisgau zu reiten, um mit dem Dauphin zu verhandeln.

⁴⁾ Wolfenbüttel, Herzogl. Bibl. Cod. Aug. 3, 1, 223, Fol. bl. 57. ab 58a etwas geändert. Tuetey a. a. O. II, S. 129—130.

fordert hätten, ihnen ihre Tore zu öffnen. Mit der Abgabe dieser Erklärung meinten die fürstlichen Gesandten ihre Pflicht durchaus erfüllt zu haben.

„Von Leib und Gut daransetzen, um das fremde Volk aus dem Lande zu bringen“, wie es der König als seine Absicht beteuert hatte, wußten seine Gesandten nichts. Sie machten höfliche Besuche, wechselten mit dem Dauphin Geschenke und zeigten sich von der angenehmsten Seite.¹⁾ Die Fürstengruppe, die hier das Reich vertrat, hatte nur das eine Interesse, das stärkste Bollwerk der Demokratie im Reiche, die Eidgenossenschaft niederzuwerfen; den König aber, der sie fandte, machte sein Hausinteresse blind und schlecht.

Im Namen ihres Herren boten die Gesandten dem Dauphin mit geringer Beschränkung die Erfüllung aller Forderungen an, die die französischen Boten auf dem Nürnberger Reichstage aufgestellt hatten; dagegen sollte der Dauphin bei der mit aller Kraft geplanten Bekämpfung der Eidgenossen mitwirken.²⁾

Was die Fürsten boten, hatte sich der Dauphin in der Hauptsache lange genommen; er dachte nicht daran, noch einmal mit dem tapferen Gegner für einen „Dank vom Hause Habsburg“ anzubinden. Auch war ihm die tatsächliche Machtlosigkeit des römischen Königs wohl bekannt; warb doch gerade damals die Mehrheit der deutschen Kurfürsten bei seinem Vater um Hilfe gegen ihren erwählten Herrn.³⁾

¹⁾ Gemeiner, Regensburger Chr., Bd. III, S. 137. Witte, Reg. III, 6363, 6364. In Breisach stellte Albrecht am 25. Oktober dem Herzog Albrecht eine Quittung aus über den Empfang von 600 Gulden Dienstgeld, das ihm König Friedrich zugesagt hatte. Innsbrucker Statthaltereiarchiv, Urkund., 4919.

²⁾ EhmeI, Materialien, I, S. 160 ff. Witte, Armagnaken, S. 97—98. v. Kraus, Deutsche Gesch., S. 139.

³⁾ Janssen, Frankreichs Rheingelüste, S. 8. Hansen, Westfalen und Rheinland im 15. Jahrhundert, S. 74 u. S. 128.

Dem politischen Kopf des Dauphin schien die Freundschaft der Eidgenossen einträglicher, als die des ganzen übrigen Reiches. Noch während die Fürsten bei ihm weilten, schlossen seine Bevollmächtigten in Zofingen mit den Eidgenossen Frieden, Freundschaftsbund und Handelsvertrag¹⁾ So waren die Gesandten des Königs froh, den Dauphin von einer offenen Kriegserklärung gegen seinen früheren Bündner abhalten zu können; sie schlossen mit ihm bis zum 22. November einen Waffenstillstand.

Jetzt galt es, dieser reichsverrätherischen Zauderpolitik auch im Reiche zum Siege zu verhelfen. Dort begann nämlich der junge Kurfürst von der Pfalz, Ludwig, die Reichshauptmannschaft wider die Armagnaken, die ihm auf dem Nürnberger Reichstage übertragen war, ernst zu nehmen.²⁾ Er hatte zum 29. Oktober einen Tag nach Speyer ausgeschrieben, der zahlreich besucht war. Allein die meisten Städteboten erklärten, es wäre genug, wenn vorläufig nicht nur sie, sondern auch die Fürsten dem „kleinen Anschlag“ wie verabredet nachkämen; weitere Forderungen müßten sie „hinter sich bringen“. Dann erschien Markgraf Albrecht auf dem Tage; seiner Überredung gelang es, die Fürsten zu bewegen, ihre Hilfszusage von neuerlicher gütlicher Verhandlung mit dem Dauphin abhängig zu machen.³⁾

Der Dauphin hätte dem königlichen Gesandten versprochen, so führte Albrecht aus, bis 22. November kein weiteres, dem Reiche gehöriges Gebiet zu besetzen. Bis zu diesem Datum aber hofften er und seine Freunde den Dauphin durch gütliche Verhandlungen zum Abzug zu bewegen.⁴⁾ Der Pfalzgraf wil-

¹⁾ Eidgenössische Abschiede II, S. 807—811. Am 28. Oktober zu Ensisheim vom Dauphin unterzeichnet.

²⁾ Witte, Reg. III, 6369.

³⁾ Müller, Reichstagstheatrum I, S. 262—267. Fortsetzung des Königshofer ed. v. Schiltern, S. 938 und 1007.

⁴⁾ Witte, Reg. III, 6370. Vielleicht mochte der Pfalzgraf das

ligte mit der Bedingung in den Versuch, daß die Stände, falls der Dauphin doch nicht abziehe, ihre Truppen nach den „großen Anschlag“ im Dezember zu ihm senden sollten. Inzwischen waren die nach dem „kleinen Anschlag“ gesammelten Mannschaften nach Speyer gekommen, da sie dort niemand erwartete, zogen sie mißmutig wieder heim. Der schwäbische Städtebund hatte zum 16. Oktober 1200 Mann nach Straßburg gesandt. Der Bund aber wollte nicht allein die Last des Krieges tragen und forderte jetzt seine Truppen zur schleunigen Heimkehr auf.¹⁾

Das war Albrechts Werk.

Kurfürst Ludwig und sein Onkel, Pfalzgraf Otto, schlossen sich Albrecht und den anderen Fürsten an, die jetzt zum zweiten Male zum Dauphin eilten. In Breisach hatte der Dauphin mit den königlichen Gesandten eine neue Zusammenkunft zum 15. November nach Straßburg vereinbart;²⁾ dennoch hielt er es nicht der Mühe wert, diese schon durch den Rang ihrer Mitglieder beachtenswerte Gesandtschaft auch nur zu erwarten. Ohne die Fürsten zu verständigen, reiste er von Rosheim ab.³⁾ Der Bischof von Augsburg, der gerade damals von seiner Reise zum König von Frankreich zurückkehrte, brachte den Gesandten die Erklärung für dieses auffällige Benehmen des Dauphin.

König Karl hatte seinem Sohne befohlen, „hart an den Sache zu sein“ und sein Vorhaben durchzuführen.⁴⁾ Diese Nachricht machte auf den Markgrafen, Herzog Albrecht und

Ersuchen Albrechts um so weniger abschlagen, da gerade damals die fürstlichen Vermittler die Entscheidung in seinem Streite mit dem Erzbischof von Mainz über sein Bündnis mit der Stadt Mainz Markgraf Albrecht übertrugen. Würzburger Kr. A. Mainz-Aischaffenburg. Inq.-Buch Nr. 25, Fol. 105—106.

¹⁾ Straßburger Stadtarch. A. A. O. 189, Nr. 71.

²⁾ Straßburger Stadtarch. A. A. O. 189, Nr. 43.

³⁾ „Le Dauphin n'avait pas jugé à propos de les attendre“ höhnt Tuetey les écorcheurs sous Charles VII, Bd. I. S. 264.

⁴⁾ Bitte, Reg. III, 6377.

Graf Ulrich so wenig Eindruck wie die deutliche Mißachtung des Dauphin.¹⁾ Gemütsruhig erklärten sie, daß es ja dann „nicht not wäre, fürbasser davon zu tagen“, setzten sich auf ihre Pferde und ritten nach Zürich, um von dort das durch die Eidgenossen bedrohte Rapperschwil zu entsetzen. Der streng einsetzende Winter hinderte auch den Pfälzer, den geplanten Feldzug gegen die Franzosen zu beginnen; nur die Städte des Elsaß, vor allem Straßburg, wehrten sich wacker gegen die „Schinder“.

Monatelang hatten die Buben die Kirchen geplündert, das Sakrament entehrt, „Frauen und Tochterlin bei 6 und 7 Jahren wider ihren Willen genotzüchtigt, so daß viele gestorben waren“; selbst die Leichen hatten die Unholde nicht geschont. Kleine Kinder hatten sie in die Öfen gesteckt, um den Bauern den letzten Pfennig durch die Drohung, die Öfen anzuzünden, herauszupressen.²⁾

Jetzt hüßte mancher „arme Geß“ mit dem Leben seine und seiner Genossen Rohheiten und Greuelthaten. Der König und die Fürsten hatten in dieser furchtbaren Zeit versagt, nun half das Volk sich selbst.³⁾ Der kalte Winter und der sich immer gewaltfamer Luft machende Haß der Bevölkerung verleidete auch den französischen Heerführern den Aufenthalt im Elsaß. Am 11. Februar erklärte sich Karl VII. bereit, seine Truppen im März 1445 zurückzuziehen.⁴⁾

¹⁾ König Friedrich versuchte es darauf wieder mit König Karl, bei dem er am 1. Januar 1445 die Bischöfe von Augsburg, Würzburg und den Markgrafen Jakob von Baden beglaubigte. Wiener Staatsarch. N. N. Bd. D., S. 200. Vgl. v. Kraus a. a. O. S. 141.

²⁾ Aus einem Abschiede des Städtetages, Nördlinger St. A., Städtebundakt. 1444, Nr. 215.

³⁾ Tuetey, Les écorcheurs etc. I, S. 266. Herzogs Chron. Alsatiæ (1592) S. 113—118.

⁴⁾ Witte, Armagnaken im Elsaß, S. 13. Königshofer ed. Schilter, S. 941 u. 99. Du Mont, Corps universel dipl. III, S. 143—144.

Den Abzug aus Lothringen ließ er sich durch hohe Summen abkaufen. — Als Eroberer waren der König und sein Sohn gekommen. Wie brandschakende Ritter wären sie abgezogen, hätten nicht noch vorher die vier konzilsfreundlichen Kurfürsten von Köln, Trier, Sachsen und Pfalz es für nötig befunden, mit ihm ein Bündnis zu schließen.¹⁾

In Nürnberg war neben der Armagnakenfrage auch über die kirchliche Obedienz verhandelt worden.

Noch einmal war es dem König gelungen, den Reichstag für Verlängerung der Neutralität und Berufung eines neuen Konziles zu gewinnen. König Friedrich verpflichtete sich, bereits am 6. Januar 1445 die Antworten des Papstes und des Konzils auf diesen Vorschlag den Kurfürsten mitzuteilen.

Aber die felicianischen Kurfürsten und die Erzbischöfe von Bremen, Magdeburg und Salzburg gedachten nicht einmal so lange zu warten; sie verabredeten, schon am 8. Dezember zusammenzukommen, um eine offene Parteinahme für das Konzil zu beschließen.²⁾

Auch König Friedrich kümmerte sich nicht allzu viel um die Nürnberger Abmachung. Seit es dem Könige gelungen war, die Obedienzerklärung der Kurfürsten für Eugen zu hintertreiben, hatte die Kurie durch ihre würdigsten Vertreter Cesari und Carvajal den König für sich zu gewinnen gesucht; den schlechten Eindruck vom Konzil, den der König in Basel empfangen hatte, konnte die Weiterentwicklung dieser Kirchenversammlung sicher nur noch verstärken. Sein Legimitätsgefühl und die Furcht vor der kirchlichen Trennung von den anderen

¹⁾ „Liberaliter et graciöse“ gewährte Frankreichs König den deutschen Kurfürsten das Bündnis. Honthelm, Hist. Trev. Dipl. II, S. 397. Vgl. Du Mont, Corps dipl. III, 1, S. 144. Müller, Reichstagstheatrum, I, S. 273. Lager, Trierisches Archiv 1899, Heft 3, S. 2—4. Speyerische Chr. a. a. D., S. 388.

²⁾ Bachmann, Deutsche Könige a. a. D., S. 140. Hufnagel, Caspar Schlick usw. a. a. D., S. 315.

Völkern Europas zog ihn zu Eugen. Dazu kam, daß der Papst ihm größere tatsächliche Vorteile gewähren konnte, als das Konzil, das bereits durch Versprechungen an die Kurfürsten überlastet war. Auch die verhüllte Ablehnung des Konzils, das sich der Mehrheit der Kurfürsten sicher wähnte, auf seine neuerliche Botschaft mochte ihn erbittern.

So entschloß sich der König gleichfalls, zu handeln.

Aeneas Silvius, der einst mit schönem Pathos die Rechte des Konziles gegen päpstliche Willkür verteidigt, dann als Sekretär des Königs seine Ansichten gewandelt hatte, überbrachte jetzt die frohe Kunde nach Rom: Der römische König, der Vogt der Kirche, sei bereit, dem Papst Obedienz zu leisten.¹⁾ Aeneas selbst wurde mit offenen Armen in Rom wie „der verlorene Sohn“ aufgenommen; als Legaten eilten der Bischof von Bologna und Juan Carbajal zum König.

Die felicianischen Kurfürsten aber hatten doch nicht den Mut, angesichts der Armagnakengefahr in der kirchlichen Frage ihre eigenen Wege zu gehen; gerade damals suchten sie ihren Rückhalt an Frankreich. Brandenburg und Mainz blieben bei ihrer ablehnenden Haltung, und Herzog Friedrich von Sachsen mochte sich doch nicht allzu schroff von seinem Schwager, dem Könige, trennen. Der Freundschaft mit Savoyen „folgt kein Heller“, so klagte er.²⁾

Die königliche Partei aber befestigte ihre Stellung im Reiche immer mehr.

Markgraf Abrecht war es am 2. Januar in Mergentheim gelungen, seine nächsten Freunde, den Bruder Johann, den Schwager Ludwig von Ingolstadt, den Erzbischof Dietrich, den Pfalzgrafen Otto, den Markgrafen Jakob von Baden, den Grafen Ulrich von Württemberg in einem Bündnisse zu einen.³⁾

¹⁾ Voigt, *Enea Silvio*, I, S. 339—343. Hufnagel, *Caspar Schick* usw. a. a. O., S. 317 ff.

²⁾ Pücker, *Neutralität*, S. 236.

³⁾ *R. Bamberger Kr. N.*, S. I, R. 28, L 3; *Fasz.* 1, Nr. 10.

Die Richtung des Bundes wurde deutlicher, als in Billingen am 31. Januar Herzog Albrecht von Osterreich auf fünf Jahre mit seinen Ländern diesseits des Arlberges in das Bündnis eintrat.¹⁾

Auch für den französischen Einfluß suchte König Friedrich ein Gegengewicht durch die Gewinnung des Herzogs von Burgund zu schaffen.²⁾

Die konzilfreundliche Gegenpartei mußte sich auch auf dem folgenden Frankfurter Junireichstage zu keinem entscheidenden Schlage aufzuraffen, obgleich schon damals die eigenmächtigen Schritte des Königs bei der Kurie bekannt wurden. Nicht einmal die Herausforderung Papst Eugens, der der „pragmatischen Sanktion“ hohnsprechend, die Jurisdiktion über die Länder des Herzogs von Cleve, dem Bischof von Köln und dem Bischof von Münster entzog, und sie dem burgundischen Bischof von Utrecht zuwies,³⁾ konnte die felicianische Partei aus ihrer Zurückhaltung reißen.

Nur die Verlängerung der Neutralität, ein Nationalkonzil und der nochmalige Versuch, ein neues, allgemeines Konzil zustande zu bringen, wurde in Frankfurt beschlossen.

Der Reichstagsabschied enthielt eigentlich alles, was der König seit 6 Jahren gefordert hatte; trotzdem schloß er Anfang September mit Carvajal den schändlichen Pakt, der in seiner Folge weder dem Reiche, noch der Kirche Nutzen bringen sollte. Vorschlagsrecht bei Erledigung von 6 Bischofsitzen und das Recht, 100 Benefizien in seinen Ländern zu vergeben, die Kaiserkrönung und eine Beisteuer von 100 000 Gulden zur Reise nach Rom, die Bewilligung eines Zehnten von allen

¹⁾ R. Bamberger, *Ar. A.*, S. J. R. 28, L. 3, Fasc. 1, Nr. 11. *Stuttgarter Staatsarch.*, Fürstliche Einungen, 124, 30. 2. Vgl. Sattler, *Gesch. d. Herzogtums Württemberg* usw. III, S. 163.

²⁾ *Chmel*, *Materialien*, 203 ff. Bachmann, *deutsche Könige* usw., S. 155.

³⁾ *Pücker*, *Neutralität*, S. 238—239.

Benefizien des Reiches nach der Krönung, die „ersten Bitten“ im Umfange, wie die Kurie sie einst Kaiser Sigmund gewährt hatte,¹⁾ das war der Lohn für einen König, der das ihm anvertraute Reich um die Früchte eines langen, bereits erfolgreichen Kampfes betrog.

Während Papst Eugen diese Abmachungen durch Bullen ratifizierte, ging er zugleich gegen das Zentrum des Widerstandes im Reich, gegen die beiden Erzbischöfe von Köln und Trier, vor. Als „Ketzer, Schismatiker, Rebellen gegen die heilige Kirche“ wurden sie gebannt; ihre Diözesen dem Bruder und Neffen des Herzogs von Burgund, dem Herzog Adolf von Cleve und dem Bischof Johann von Cambray überwiesen.

Nicht mehr ein zaghafter Mönch wie einst erschien jetzt Eugen; das Leben hatte ihn hart geschmiedet, von der Größe

¹⁾ In einem zwanzig Jahre später geschriebenen Briefe behauptet Gregor Heimburg, der König habe seine Obedienz verkauft für 221 000 Dukaten, von denen 121 000 Dukaten sofort nach der Deklaration, 100 000 von den folgenden Päpsten gezahlt werden sollten. Voigt, Enea Silvio, Bd. I, Anhang II. In einem anderen Briefe behauptet Heimburg, der Papst habe 100 000 Dukaten bar gezahlt und jeden Nachfolger verpflichtet, bei seinem Amtsantritt König Friedrich 18 000 Dukaten auszuführen. Woher er die Kenntnis solcher Abmachungen habe, verschweigt Heimburg, ebenso findet sich nichts von solcher furchtbaren Anklage in seinen vielen öffentlichen Ausschreiben für Herzog Sigmund wider den Papst, für Podiebrad gegen Papst und Kaiser. Gerade 1466 war er aber gegen Papst und Kaiser gleichmäßig aufgebracht und mit der Wahrheit hat Heimburg es nie allzu genau genommen. Jeder Zweifel, daß es sich bei den in Frage kommenden Summen um die 100 000 Gulden Beisteuer zur Kaiserreise handelt, ist durch diese sich widersprechenden Angaben Heimburgs nicht beseitigt. Freilich sind die Bestätigungen der Päpste für die „capitula sive appuntamenta“ auffallend. Verdächtig ist vielleicht auch ein in der Londoner Nationalbibliothek ruhendes Schreiben König Friedrichs an Papst Nikolaus vom 21. August 1447, in dem er zum Abschluß eines Concordates die Legation des Johannes Cardinal St. Angeli fordert, „ob noticiam singularem inter nos et ipsum dudum contractam“, Regest. der histor. Kommission München.

seines Amtes ergriffen, durch seine bisherigen Erfolge verführt, glaubte er jetzt die Zeit gekommen, durch einen Blick das geballte Gewölk zerteilen und Klarheit im Reiche schaffen zu können. Durch einen Sturmwind gedachte er den Spreu vom Weizen zu sondern.

Freilich drängten sich vor solcher Gefahr die Bedrohten mit ihren Genossen enger zusammen; hatten die Zeiten sich schon also gewandelt, daß Kurfürsten, die zu gewinnen bisher keine Partei Opfer gescheut hatte, jetzt gefahrlos wie ungehorsame Knechte gescholten und fortgejagt werden konnten?!

Am 21. März 1446 schlossen die geistlichen Kurfürsten und der Pfalzgraf ein Bündnis¹⁾ zum gemeinsamen Schutze ihrer Würde und gemeinschaftlichem Handeln in den Fragen der Kirchen und des Reiches,²⁾ doch auch sie trugen dem Wandel der Zeiten Rechnung.

Sie beschloßen, Eugen Obedienz zu leisten, wenn er die „pragmatische Sanktion“ anerkennen und sich verpflichten würde, am 1. Mai des folgenden Jahres ein Konzil zu berufen. Weigere sich der Papst, so wollten sie das Konzil anerkennen, wenn dieses ihrem Wunsche, den Beratungsort zu verlegen, sich gefügig zeigen würde.

Auch Sachsen und Brandenburg traten der Vereinigung bei, deren Bedingungen die Kurfürsten so geheim zu halten versprachen, daß selbst König Friedrich sie nicht erfahren sollte, obgleich die Kurfürsten ihn zum Beitritt aufzufordern beschloßen.

Entrüstet lehnte der König das Ansinnen, sich mit gebundenen Augen von den Kurfürsten führen zu lassen, ab. Die kurfürstlichen Gesandten sahen sich gezwungen, ihn im wesent-

¹⁾ Lager, Jakob von Sirk, a. a. O., S. 10—13. Müller, Reichstagsstheatron, S. 305 ff.

²⁾ Diese Parteikonstellation hatte man am königlichen Hofe bereits Juni 1445 vorausgesehen. Vgl. Wolfan, Der Briefwechsel des Aeneas Silvius Piccolomini Fontes rer. austr., LXI, S. 507.

lichen in die Pläne ihrer Auftraggeber einzuweihen.¹⁾ Den Beitritt zu der kurfürstlichen Einung lehnte Friedrich ab, den wichtigsten Forderungen der Kurfürsten aber stimmte er zu. Aeneas Silvius folgte der Kurfürsten Botschaft zum Papste.²⁾

Trotz dem Boltern Gregor Heimburgs und dem Drängen des Aeneas, der auf dem kommenden Reichstage eine Spaltung im Reiche fürchtete, gedachte der Papst nicht, sich den Forderungen der Kurfürsten zu fügen; er versprach nur eine Legation zum Reichstage senden zu wollen.

Die kurfürstlichen Boten hielten ihre Mission für gescheitert, in Frankfurt mußte nun nach allem die Entscheidung für Basel fallen; das Konzil beauftragte seinen fähigsten Kopf den Kardinal von Arles mit seiner Vertretung.

Welche Kräfte standen nun den an sich ohnmächtigen „Oberhäuptern der Welt“ zu Gebote, um den von der öffentlichen Meinung im Reiche gestützten Kurfürstenbund niederzuringen?

Der König hatte es vermocht, den Erzbischof von Salzburg, die katholischen böhmischen Stände und den Hochmeister des deutschen Ordens für sich zu gewinnen,³⁾ vor allem aber sich an Markgraf Abrecht und die ihm unbedingt anhängende Fürstengruppe angeschlossen.

Nicht unwesentliche Dienste hatte ihm auch in diesen Jahren der Markgraf geleistet.

Nach der Entsetzung Rapperschwyls hatte er bis zum September 1445 an der Seite Herzog Albrechts gegen die Eidgenossen gekämpft.⁴⁾

¹⁾ Hufnagel, Caspar Schlid usw., a. a. O., S. 324.

²⁾ Büdert, Kurfürst. Neutralität, S. 270—276. Voigt, Aeneas Silvius, S. 365—367. Hefele, Konziliengesch. VII, 816—817. Bachmann, Deutsche Könige, 167—174.

³⁾ Bachmann, Deutsche Könige, S. 177. Büdert, Kurfürstliche Neutralität, S. 267—270.

⁴⁾ Witte, Reg. III, 6432.

Im Dezember war er nach Konstanz geeilt und hatte dort nach mühsamer Verhandlung den König mit den aufständischen Tiroler Ständen versöhnt;¹⁾ ihm und dem Vater seiner Braut, dem Markgrafen Jakob von Baden, wurde die Formulierung des Huldigungseides der Tiroler übertragen.²⁾ Die beiden Fürsten nahmen auch eine vorläufig für sechs Jahre gültige Verteilung der österreichischen Länder vor, die den Hader im Hause Habsburg für einige Jahre endete.

Noch auf dem Konstanzer Tage vermittelte Albrecht die Verlobung der Schwester des Königs, Katharina, mit seinem künftigen Schwager Karl von Baden.³⁾

Im Februar eilte dann Albrecht nach Wien, von neuem sagte er seine Teilnahme am Schweizerkriege zu,⁴⁾ auch nahm er jetzt sicherlich an der Festsetzung der für König Friedrich so günstigen Ausführungsbestimmungen zum Konstanzer Vertrage teil. Er geleitete den jungen Herzog Sigismund nach Tirol und führte ihn dort in seine neue Würde ein.⁵⁾

Auch neuerliche Verwicklungen des Königs mit Bruder und Neffen, die durch Friedrichs gewohnte Saumseligkeit entstanden waren,⁶⁾ legte Albrecht später bei.⁷⁾

Der König sorgte auch gegen den Vielgeschäftigen, der „ihm und dem heiligen Reich täglich und merklich gedient und ein Solches und Mehreres um das heilige Reich hinfür wohl

1) Egger, Geschichte Tirols, Bd. I, S. 543.

2) Chmel, Materialien I, No. 64. Vgl. Chmel, Reg. Frid. I, 2050. Egger, Gesch. Tirols, I, S. 544.

3) v. Seergott, Monumenta Austriae, Tom. IV, 2, S. 144. Vgl. Witte, Reg. 6448. Auf dem gleichen Konstanzer Tage vermittelte auch Albrecht die „so gesegnete“ Ehe Jost Nikolaus von Zollern mit der Gräfin Agnes von Werdenberg. Vgl. Hohenzollerische Forschg., S. 253.

4) R. B. Reichsarchiv, Fürstensachen, XXII, No. 153. Krenner, Landtagsverhandlungen III, S. 166—167.

5) Straßburger St.-A., N. A. 189, Nr. 59.

6) Witte, Reg. III, 6646.

7) Berliner Hausarchiv, Gg. I, R. 10, C. 1.

verdienen mochte“¹⁾ nicht mit seiner Gunst. Der Streit um seinen Gefangenen, den greisen Herzog von Ingolstadt, wurde ganz in seinem Sinne entschieden, die bereits angenommene Appellation der Nürnberger wider sein Landgericht wurde aufgehoben,²⁾ auch verlieh ihm der König den Buchheimer See zwischen Vitrach und Saulgau.³⁾

Um aber am Hofe stets willige Mahner zu haben, die seine Verdienste nicht in Vergessenheit geraten ließen, schenkte Albrecht den drei vornehmsten königlichen Räten, dem Kanzler Caspar Schick, Hans von Ungnad und Hans von Neitberg die für seine Verhältnisse große Summe von 900 Gulden.⁴⁾

In der Kirchenfrage schloß sich Albrecht wohl bereits in Wien völlig der Auffassung des Königs an.⁵⁾

Freilich hatte er sich bisher mehr dem Konzil geneigt gezeigt; von ihm hatte er während der Würzburger Fehde die Bullen für Herzog Sigismund von Sachsen ertwirkt. Vom Konzile hatte er auch erst kürzlich die Erlaubnis zu seiner bevorstehenden Heirat mit der ihm im dritten Grade verwandten Margarete von Baden erbeten.⁶⁾

Wohl mit seinem Willen hatte sich auch sein Bruder Friedrich an der Sicherung des Heiratsgutes, das des Kurfürsten

¹⁾ Wiener Staatsarchiv, R. R. Bd. O., S. 221.

²⁾ Chmel, Reg. Nr. 2041.

³⁾ Chmel, Reg., Nr. 2057, mit der fast einer Entschuldigung gleichsehenden Bemerkung, daß weder er noch die früheren Könige „Nutzen bis auf die Zeit“ von dem See gehabt hätten.

⁴⁾ Archiv d. german. Museums, Urfd. Nr. 427.

⁵⁾ Bachmann, Deutsche Könige, S. 179, Anm. 2. Bücker, a. a. O., S. 270, Anm. 1.

⁶⁾ Bamberger Rt. A., S. 1, R. 30, L. 5, B. 6a. Am 24. Januar 1446, vgl. Popf, Das Verhältnis Albrecht Achilles zum Deutschen Reiche. Programm des Brieger Gymnasiums, 1867, S. 13. Erst im Oktober 1446 ließ er sich auch vom Papste ein gleiches Indult ausstellen. Arnolt, Bollerana, Quellen u. Forsch. aus ital. Archiven und Bibl., I, S. 308.

Friedrich von Sachsen Sohn, seiner Braut Karoline von Savoyen, der Tochter des Gegenpapstes Felix verschrieb, beteiligt.¹⁾

Das hinderte Albrecht nicht, nun auch in der Kirchenfrage sich völlig auf die Seite des Königs zu stellen.

Mit unermüdlichem Eifer festigte er bis zum Frankfurter Septembertage seine Beziehungen.

Am 2. Juni 1446 schloß er mit Herzog Wilhelm von Sachsen und Landgraf Ludwig von Hessen in Schweinfurt ein Bündnis,²⁾ am 6. Juli wider Straßenräuber eine Einung in Schorndorf mit seinen alten Verbündeten, dem Erzbischof von Mainz, Herzog Albrecht v. Osterreich, Markgraf Jakob v. Baden den Grafen Ludwig und Ulrich v. Württemberg, denen sich Kurfürst Ludwig von der Pfalz und Herzog Otto von Bayern-Mosbach anschlossen;³⁾ am 15. Juli verband Albrecht sich in Regensburg auch mit seinem Oheim Herzog Heinrich von Bayern-Landshut auf das engste.⁴⁾

So war Albrecht auf dem Frankfurter Tage nicht nur das „repräsentative“ Haupt der königlichen Gesandtschaft, an der auch sein Schwiegervater Jakob, die Bischöfe von Augsburg und Chiemsee, Caspar Schlick, Aeneas Silvius und Hartung von Kappel teilnahmen;⁵⁾ sondern er war durch seine Beziehungen der einflußreichste Mann im Reiche. Unter den anwesenden Bischöfen waren die von Bamberg, Eichstätt und

¹⁾ Dresdener St.-Arch., Loc. 4378. Im Juni 1443. Ein Brief des Papstes Felix an Albrecht aus dem Jahre 1441, in dem er Albrecht ermahnt, seinen Namen im Himmel und auf Erden herrlich durch Parteinahme für das Konzil zu machen. Vgl. Jungen, Miscellaneorum, II, S. 150—151.

²⁾ Bamberger Kr. A., I, 29, L. 1, Fasc. 1. Wider den Bischof von Würzburg.

³⁾ Stuttgarter Staatsarch., Fürstliche Einungen, 124, 30, 2. Chmel, Mater. I, 209—210.

⁴⁾ Bamberger Kr. A., S. I, R. 25, L. 1, Fasc. 9, Nr. 79.

⁵⁾ Guden, Cod. dipl. Mogunt, IV, S. 300.

Passau ihm, die von Salzburg,¹⁾ Konstanz, Chur und Breslau dem Könige durchaus ergeben. Dennoch schien alles damals, so sagt ein französischer Historiker, „einen Triumph des Konziles zu weissagen: „Das Wort, das die Kurfürsten im vergangenen März verpfändet hatten, ihre Erbitterung gegen den Papst, ihr noch unerschütterter Bund sicherten ihn.“²⁾

Markgraf Albrecht, nicht Aeneas Silvius, der sich diesen zweifelhaft Ruhm anmaßt, auch nicht Caspar Schlick³⁾ oder der „Herkules der Eugenianer“,⁴⁾ Nikolaus Cusa, haben die „Kette der Neutralität“ gesprengt.⁵⁾ „Die Akten bezeugen, daß durch Albrecht alles ging, und noch in späten Erinnerungen wird des Hauptschlages gedacht, der von seiner Hand geführt ward.“⁶⁾

Auch nicht die öffentlichen Verhandlungen, die für die königliche Partei, vor allem Aeneas Silvius, leitete, entschieden ihren Sieg, sondern die Abmachung, die bereits vor dem Reichstage getroffen waren und jetzt in geheimen Sitzungen in Vertragsform festgesetzt wurden.

In den öffentlichen Sitzungen stritten sich Heimburg und Aeneas über den Empfang beim Papste, über die mehr oder minder große Würdigkeit seiner Kardinäle; auch ob die Antwort der Kurie als Ablehnung oder in der Hauptsache als Bewilligung der kurfürstlichen Forderungen zu betrachten wäre; in geheimer Sitzung schlossen am 22. September der Erzbischof von Mainz, die Räte des brandenburgischen Kurfürsten und des Bischofs von Bamberg, die Gesandten des Königs, für

¹⁾ Voigt, a. a. O., I, S. 368.

²⁾ Pérouse, Le Cardinal Aleman, S. 423.

³⁾ Hufnagel, Caspar Schlick usw., a. a. O., S. 330.

⁴⁾ Röhrbacher = Knöpfler, Univers.-Gesch. der Kath. Kirche. XXIII, S. 4.

⁵⁾ Einmal gibt auch Aeneas Silvius der Wahrheit die Ehre, als er 1457 an Dr. Peter Knorr über Albrecht schreibt: „Cuius, eximia virtuti omnia debemus“ (Epistola 350).

⁶⁾ Pücker, Kurfürstl. Neutralität, S. 277.

diesen, und soweit sie Reichsstände waren, für sich selbst, Albrecht auch für seinen Bruder Johann, einen Obedienzvertrag.¹⁾

Die Legaten des Papstes Carvajal und Cusa — der nach Burgund gesandte Bischof von Bologna war noch nicht eingetroffen —, hatten der königlichen Partei einen Entwurf, „die Bitten von König und Kurfürsten und die Erwiderungen unseres Heiligen Vaters“, vorgelegt,²⁾ der mit grober Entstellung zwar, aber nicht ungeschickt nachwies, daß „Bitten“ und „Erwiderung“ sich im wesentlichen entsprächen. Dieser Ansicht trat nun der Obedienzbund bei; gegen jedermann und mit aller ihrer Macht verpflichteten sich die Teilnehmer, ihre Überzeugung zu verfechten, damit sie „von anderen christlichen Königen und Gezungen nit geschieden werden möchten.“

Man hat vor allem den Kurfürsten von Mainz und Brandenburg Vertragsbruch und Meineid vorgeworfen, da sie sich den beschworenen Verpflichtungen der Kurfürsteneinung entzogen hätten.

In der Tat war aber mit der Genehmigung der „Restitution“ der abgesetzten Kurfürsten durch den Papst der erste und hauptsächlichste Teil der Februarverträge erfüllt. Die „Einung“, die vor allem die Wahrung der Standesprivilegien bezweckte, war gehalten worden;³⁾ der zweite vom ersten getrennte, die Bedingungen der Kurfürsten und ihr beabsich-

¹⁾ Viktor Bayer, *Histor. Frid. III. Imperatoris des Enea Silvio de Piccolomini*, S. 63. Bachmann, *Deutsche Könige*, S. 183. Chmel, *In den Berichten der kaiserl. Akademie*, 1850, S. 673—674.

²⁾ Übersetzung bei Chmel, *In den Berichten der kaiserl. Akad. Wien*, 1850, S. 672. Vgl. Hefele, *Konziliengesch.*, VII, 821—829.

³⁾ Auch Dür, *Der deutsche Kardinal N. v. Cusa*, I, S. 265—266, trennt scharf die beiden Verträge. In der Tat waren nach der Restitution ihrer beiden Mitkurfürsten der Mainzer und der Brandenburger nur zu ihrer alten Politik zurückgekehrt, die sie vor der Absetzung befolgt hatten. Vgl. Wolfan, *Briefwechsel des Aeneas Silvius Piccolomini* *Fontes. rer. austr.* LXI, S. 507.

tigtes gemeinsames Vorgehen enthaltende Vertrag hatte doch mehr den Charakter eines nicht durchaus unabänderlichen Vorschlages. Ob nun des Mainzers oder des Brandenburger Räte tatsächlich die Kurfürstenvorschläge als im wesentlichen erreicht ansahen, ist recht unwahrscheinlich, aber doch nicht nachweisbar ausgeschlossen.

Die weltlichen Interessen, vor allem die gemeinsame Gegnerschaft gegen die Städte kettete den Mainzer an Albrecht,¹⁾ dessen Reichspolitik auch der Bruder in den Marken folgte.

Selbst Pfalz und Sachsen, die übrigens mit der Erfüllung ihrer pekuniären Wünsche von Papst Felix hingehalten wurden,²⁾ sahen in der Antwort des Papstes Eugen keine Ablehnung, die sie nach den Februarverträgen ja gezwungen hätte, sich für Basel zu erklären; ihr letzter Vorschlag zielte im wesentlichen nur auf Verlängerung der Neutralität.³⁾

Der von Aeneas Silvius nach einem Entwurfe des Legaten ausgearbeitete Vorschlag, den die königlichen Gesandten

¹⁾ Die Bezahlung von zusammen 2000 Gulden an vier Räte des Erzbischofs von Mainz, von denen Aeneas Silvius, *Histor. Frid.*, Kollat., 127—128, spricht, faßt man wohl besser als Prämie, denn als Bestechung auf. Diese geringfügige Summe als Grund des Übertrittes des „gegängelten Erzbischofs“ anzugeben, ist unmöglich. Der Bundesbrief weist deutlich auf lange vorher getroffene Vereinbarungen hin. Ungewöhnlich und auffallend ist die Indiskretion des Aeneas Silvius überhaupt an dieser Stelle. Vgl. dagegen und dazu Bayer, *Histor. Frid.* usw., S. 62—63. Hufnagel, Caspar Schlic usw., a. a. O., S. 328.

²⁾ Pückert, *Kurfürstliche Neutralität*, S. 274—275. Bachmann, *Deutsche Könige*, S. 180. Die Ausflüchte des Herzogs von Savoyen, der in diesem Herbst seine Enkelin zur weiteren Erziehung für ihren Verlobten nach Sachsen senden sollte, ließen Herzog Friedrichs Eifer für die Konzilsache erkalten. Die Prinzessin wurde 1451 mit dem Dauphin vermählt. Du Mont, *Corps Universel diplomatique*, III, 181—183. Guichenon, *Histoire genealogique de la Maison de Savoie*, S. 371.

³⁾ Pückert, a. a. O., S. 291.

dem Reichstage übergaben,¹⁾ enthielt tatsächlich nicht unwesentliche Zugeständnisse des Papstes. Freilich war der Berufungs-ort eines neuen Konzils, schlau frühere Vorschläge des Königs und der Kurfürsten benutzend, auch von den Wünschen der fremden katholischen Fürsten abhängig gemacht worden und konnte von der Kurie so leicht ganz vereitelt werden.²⁾ Aber die Bestätigung der Konstanzer und Baseler Reformdekrete und der „pragmatischen Sanktion“, die ja „die Abstellung der Beschwerden der deutschen Nation“ in sich schloß, sowie die kostenlose Wiedereinsetzung der gebannten Erzbischöfe wären wichtige Errungenschaften gewesen. Bedenklich war es nur, daß diese Zugeständnisse nicht als Vorschläge der Legaten, sondern der königlichen Machtboten dem Reichstage übergeben wurden.

Wohl wies ein scharfsinniges gegnerisches Gutachten die Widersprüche in Bewilligung und Forderung auf, wohl tobte der in seinen Interessen bedrohte Walram von Mörs, der Bruder der Bischöfe von Köln und Münster, den nur das Konzil zum Bischof von Utrecht berufen hatte, gegen den eidbrüchigen aus der Kirche gewiesenen Menschen, der sich Papst nenne; ein großer Teil der Reichsstände erklärte dennoch, daß der Vorschlag des Papstes „sie eine redliche billige Antwort bedünke“, sie verpflichteten sich in geheimer Einung, daß sie dem Papste, sobald er in Bullenform ihren Entwurf genehmigt hätte, Obedienz leisten wollten.³⁾

Der Sieg der königlichen Partei war vollständig und der Reichstagabschied gewährte den Gegnern nur eine goldene

¹⁾ Chmel, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 1850, S. 674—677. Janßen, a. a. O., II, S. 90—95.

²⁾ Dresdener St.-Arch., Relig.-Sachen, A. fol. 345. Das gegnerische Gutachten weist ausdrücklich darauf hin: „Si enim ad convocationem Concilii reputat necessarium esse consensum aliorum principum, tacite innuit sine eorum consensu hoc non velle facere quasi sibi esset impossibile“, vgl. dagegen Bachmann Deutsche Könige usw. S. 186.

³⁾ Koch, Sanctio pragmatica Germanorum illustrata, S. 176 bis 178.

Brücke zum Rückzuge. Man beschloß, der König sollte durch eine Gesandtschaft beim Papste die ursprünglichen Forderungen der Kurfürsten durchzusetzen versuchen, gelänge das nicht, die von seiner Gesandtschaft vorgelegten Artikel dem Papste zur Genehmigung unterbreiten. Die Bullen sollten den Kurfürsten am 19. März 1447 in Nürnberg übergeben werden; wer von ihnen mit dem Inhalt dieser Bullen einverstanden wäre, sollte berechtigt sein, dem Papste Gehorsam zu leisten, doch kein Kurfürst sollte zur Obedienz gezwungen werden dürfen.¹⁾

Albrecht triumphierte unverhohlen. Er erklärte, der König werde zwar dem Papste die kurfürstlichen Vorschläge empfehlen, aber bereits in Rom Obedienz leisten, wenn der Papst den von der königlichen Gesandtschaft ausgearbeiteten Entwurf genehmigen würde.²⁾

Gleich als wenn der Reichstagsabschied gar nicht beschlossen worden wäre, so forderte Albrecht die Kurfürsten auf, auch ihre Gesandten zu bevollmächtigen, sofort zusammen mit den königlichen Räten in Rom Obedienz zu leisten.

Es ist nicht verwunderlich, daß die Kurfürsten ihm ihre Demütigung heimzuzahlen suchten, und jetzt für den greisen Ludwig von Ingolstadt gegen ihn und seinen Oheim Herzog Heinrich von Landshut Partei ergriffen.³⁾

Biel war auf dem Tage für Papst und König erreicht worden. Die oligarchische Kurfürstenpartei, die völlig geschlossen mit fest bestimmtem Ziele und Zwecke den beiden Oberhäuptern sich entgegengestellt hatte, war gesprengt worden, war so hilflos in sich zerfallen, daß die felicianisch

¹⁾ Bachmann, Deutsche Könige, S. 189. Pückert, a. a. O., S. 293. Dresdener Staats-Archiv, Religionsfachen, N. 353.

²⁾ Chmel, Sitzungsberichte, a. a. O., S. 677.

³⁾ Aventins Chronik, V, 583.

gefinnte Mehrheit selbst diese Sprengung billigte.¹⁾ „Wir haben gesiegt“ jubelten mit Recht des Papstes Legaten.²⁾

Nie vorher sind deutsche Kurfürsten in ihrer Gesamtheit als wortbrüchig so beschämt worden, wie in der Stunde, als der Kardinal Aleman mit Berufung auf ihre im Februar geleisteten Gelübde und die von ihrem Boten in Basel gemachten Versprechungen ihnen ihre damals gestellten Bedingungen als Bullen ausgefertigt übergeben wollte und die einst so Kühnen sie nicht annehmen konnten.

„Minarum strepitus, asinorum crepitus“ — Drohlärm ist Eselsgeschrei, so konnte jetzt die Kurie den Wahlpruch ihres großen Gegners, des Hohenstaufen Friedrich, wiederholen.

Aber „Mane, Thekel, Phares“ — gezählt, gewogen, geteilt, so hätten die Akten des Baseler Konzils wie ein flammendes Schreckbild die jetzt wieder einige Kirche warnen müssen.

Wohl nahmen die Päpste mit Ernst und Eifer die Reform der Orden und des gesamten niederen Klerus in Angriff, aber an die fast ebenso nötige Reform der Kurie dachten sie trotz aller Lehren, die die letzten Konzilien ihnen gegeben hatten, nicht mehr.

Wenig weitblickend nutzte die Kurie den Sieg über einen Gegner, den sie nicht ohne Grund verachten mochte. Wohl weilten auch in ihrer Mitte, Männer, die stets der Überzeugung Ausdruck verliehen hatten, daß kein Mensch aus der durch das Schisma gegebenen Möglichkeit eines Zwiespaltes seines Gewissens Vorteil schlagen dürfte — den meisten Kardinalen kam der Mut zu „kecker Unwahrhaftigkeit“ erst mit der Überzeugung, wie gefahrlos doch im Grunde die von Beschluß zu Beschluß taumelnde, sich selbst treulose, nur den nächsten kleinlichen Nutzen bedenkende Masse deutscher Fürsten wäre.

¹⁾ Durch die Freigabe der Obedienzleistung am 19. März 1447., vgl. Bachmann, Deutsche Könige, S. 188.

²⁾ Dürr, Nikolaus v. Cusa, I, S. 280.

Nirgends aber kannte man auch das geheimste Streben dieser Herren, ihren kleinlichen Neid und ihre Sucht zum Intrigieren so gut, wie an der Kurie; denn „ad papam“ wandten sich alle mit ihren Wünschen. Man hatte damit rechnen gelernt, daß dieser Fürst seinem Eigennutze ein reformatorisches, jener ihm ein patriotisches Mäntelchen umzuhängen liebte, wieviel bei dem einen die Umgehung eines Eides, bei dem anderen ein Bundesbruch kostete.

Und man war höchlichst erstaunt, wenn einmal die Rechnung nicht stimmte, denn man hatte an der Kurie gut rechnen gelernt; an versteckter Unwahrhaftigkeit und schlauem Ränke-spiel war sie aller Fürsten Meister.

„In Rom unterhandelt man niemals ohne Schaden“ pflegte man damals zu sagen.

In der Tat hätte wohl die „Neutralität“ im Reiche nicht sieben Jahre gedauert, wenn das Konzil sich selbst und seinen Dekreten getreu bei der Obedienzversteigerung nicht mitgegeben hätte.¹⁾

Nur einen Kardinalfehler hatte in diesem Jahrhundert die Rechnung der Kurie. Die Kirche, die früher die Wirkung auf die Masse gesucht hatte,²⁾ die Schutz und Schirm jedes Bedrängten und Beladenen, des armen Laien wie des niederen Geistlichen gewesen war, sie suchte jetzt nur noch die sichtbaren Häupter der Völker, die Fürsten, zu gängeln. Dabei übersah anfänglich die Kurie die Macht einer Bewegung, die im Laufe der Zeit fast alle Gebildeten erfassen mußte; denn dem Blö-

¹⁾ So gibt am 1. April 1447 das Konzil seinem Papste Vollmacht, „tractandi conveniendi, paciscendi, offerendi atque concordandi“, Reg. der histor. Kommission München aus dem Turiner Arch. Vgl. Lager, Jacob von Sirk. Triersches Arch., 1899, Heft 2, S. 24. Vgl. dagegen Henning, Die Kirchenpolitik der älteren Hohenzollern in der Mark, S. 16.

²⁾ Wie schon das 14. Jahrhundert eine Wandlung der Individualitäten vorbereitet hatte, stellt dar, Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom im Mittelalter, VI, S. 651—652.

desten wurde bald klar, daß kirchliche Überzeugung ein Handelsgegenstand geworden war.

Natürlich wandte sich die Bewegung vor allem gegen die landfremde Kurie. Die Fürsten waren doch allzu sehr mit ihren Gebieten ver wachsen, zu sehr auch die Repräsentanten der ökonomischen Interessen ihrer Herrschaften, auch wohl zu mächtig, als daß sich die Erbitterung in gleichem Maße auch ihnen gegenüber hätte Luft machen können.¹⁾ Gefährlich wurde der Kurie diese Strömung erst, als auch einzelne Fürsten von ihr ergriffen wurden, fast verderblich, als die Neuerer durch die Aussicht auf die reichen Kirchengüter den Fürsten größere Vorteile boten, als die Kurie es vermochte.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts zeigten sich kaum die ersten Regungen dieser Bewegung auf den Universitäten; keine Stimme erhob sich gegen die rücksichtslose Ausbeutung ihres Sieges durch die Kurie.

Im Gegenteil, als man 1450 das Jubiläum der Stadt Rom feierte, war die aus allen Ländern zu strömende Menge größer und das Ergebnis für die päpstlichen Kassen ergiebiger denn je.²⁾ Die Kirchen und Klöster konnten die Andächtigen

¹⁾ Die Erzbischöfe am Rhein erkannten schon sehr bald die Gefahr; fast prophetisch klingen die Worte ihrer Einung v. J. 1454. (Manke, Deutsche Gesch. im Zeitalt. der Reformation, VI, S. 11.) „Auch dieweil die Zuehungen der heiligen Kirche unsere Nation fast länger denn andere zu lezzen pflegen, denn unsere Nation wird gemeinlich unter viel Herren und Gehorsamkeiten geteilt und mag nit wohl von einer Gehorsamkeit behalten werden als andere Nationes, die ihre ehnige Könige haben, denen jedermann in sämtlichen Sachen folgen muß. Und ob so eine Zuehung käme, da Gott vor sei, und würde unsere Nation so geteilt, so würde einer den anderen verunglückigen und würde sunder alle Zweifel der geistliche Stand in deutschen Landen niedergebdrückt. Wir würden nit allein verlieren, Fürstentümer, Herrschaften und andere zeitliche Güter, es wäre auch fast zu besorgen, schwerer Perikel, Forchte und Sorge unserer Personen.“

²⁾ Manetti, Vita Nicolai V. bei Muratori, Script. rer. ital. T., III, 2, S. 924. „Maxima et fere in finata argenti et auri copia“.

nicht fassen; es war eine Siegesfeier, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte.¹⁾ Mächtiger denn je schien die Kirche sich zu erheben.²⁾

Papst Eugen hatte nach dem Zugeständnisse des Frankfurter Vorschlages noch in den letzten Stunden seines Lebens die Obediens der deutschen Gesandtschaften entgegengenommen.³⁾ Sein Nachfolger war der Bischof Thomas von Bologna⁴⁾, der als Legat in Frankfurt die „vier Artikel“ des Vorschlages der königlichen Gesandtschaft gebilligt hatte. Was

¹⁾ Blondus, Italia illustris, pag. 320. Annales dei Muratori Scriptores XXI, S. 155. Pastor, Gesch. d. Päpste, I, S. 416—418. Der Papst des Jahres 1450 war mächtiger als sein Vorgänger in dem Jubeljahre 1350. Vgl. Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom, S. 315 bis 318.

²⁾ Chmel, Beiträge zur Beleuchtung der kirchl. Zustände Osterreichs im 15. Jahrhundert. Aus der Denkschrift der kaiser. I. Akademie, Phil. Hist. Klasse, Bd. II, S. 24—27. Gebhardt (Dissertation), Die Gravamina der deutschen Nation gegen den römischen Hof, S. 2.

³⁾ Freilich wurden die Vorschläge wesentlich abgeschwächt. Vgl. Bachmann, Die deutschen Könige, S. 193—195. Wenn aber Hefele, Konziliengeschichte, VII, S. 831, schreibt: „Papst Eugen faßte seine Anerkennung des Konstanzer Konziles, des Dekretes Frequens und der übrigen Dekrete in sehr vage Ausdrücke, so daß außer dem Dekret Frequens kein anderes bestimmt genannt war und die Worte ac alia eius decreta die Ausschließung jedes beliebigen zuließ“, so ist zu hoffen, daß diese hinterlistige Ausflucht nicht in der Absicht des Ausstellers lag. Die Worte: „concilium autem generale Constantiense decretum Frequens ac alia eius decreta etc. suscipimus, amplectimur et veneramus“ lassen solche Deutung nicht zu. Ohne Einschränkung erkennt der Papst mit diesen Worten die bezüglichen Forderungen der deutschen Fürsten an, vgl. Koch, Sanctio pragmatica, S. 177 u. 182.

⁴⁾ Vgl. den außerordentlich gerechten Ausspruch dieses Papstes über die allzu weite Ausdehnung der päpstlichen Rechte durch seine Vorgänger und über die natürliche Reaktion, die durch das Baseler Konzil herbeigeführt wurde. Vgl. Rohrbacher-Knöpfler, Univers.-Gesch. der kath. Kirche, XXIII, S. 194, Anm.

Thomas versprochen hatte, gedachte aber Nikolaus V. in keiner Weise zu halten.

Nicht in offener Reichsversammlung, in der man des Reiches Interesse nicht ganz so schamlos hätte vergessen können, hinter verschlossenen Türen verhandelte die Kurie erst mit dem Könige, dann mit den einzelnen Fürsten. Was sie in der Furcht vor der Kurfürsteneinung und vor der nationalen Erregung zugestanden hatte, wurde hier zum Teile wieder abgeschwächt.

Die „Concordate“ von Rom und Wien entsprechen dem Geiste nach in keiner Weise dem vom Papste genehmigten Frankfurter Vorschlage der königlichen Gesandten.¹⁾ Annaten, die Verleihung von Benefizien, die Berufung in kirchlichen Angelegenheiten an den Papst und damit tatsächlich die Einmischung in alle Angelegenheiten des Reiches blieben der Kurie mit geringen Änderungen, als wenn niemals in Basel ein Konzil getagt hätte.

Nur in den Kanzleien der Fürsten schichtete sich als greifbares Resultat des mit so großen Hoffnungen begonnenen Reformwerkes Privilegien, von Papst und König ausgefertigt, die allen Reformdekreten Hohn sprachen.

Markgraf Albrecht ging natürlich nicht leer aus. Er hatte nach dem Frankfurter Tage seine beiden Bündner, Herzog Wilhelm von Sachsen und Landgraf Ludwig von Hessen für den Papst gewonnen: sie erteilten ihm für die Obedienzleistung Vollmacht.

Freilich gedachte Herzog Wilhelm sich allzu sehr „versorgen und ausrichten“ zu lassen; erst als Albrecht ihn mahnte, Papst und König nicht zu „pfänden“ und auf die großen Auslagen hinwies, die der Papst zur Zeit hätte,²⁾ da jeder

¹⁾ Den größten Teil der Literatur über dieses Concordat bei Dür., a. a. O., I, S. 373, Anm. 1.

²⁾ Bücker, a. a. O., S. 297. Dresdener Staatsarch., Originale, Nr. 6954, 16. Nov. 1446.

Obedienzleistende auch Bittsteller wäre, beschied sich der Herzog.¹⁾ Mit ihm trat auch der Erzbischof von Magdeburg zur königlichen Partei über.

Man muß anerkennen, daß Albrecht damals in der Tat den Papst nicht allzusehr „gepfändet“ hat; „für das, was er dem Papst geleistet — an persönlichem Verdienst den König übertreffend — hätte er auch nicht auf einmal belohnt werden können“.²⁾

Gern verlieh der Papst Albrechts Boten in Rom schon vor der Obedienzleistung die Verleihung zweier Kanonikate für ihren Herren,³⁾ Albrechts Bruder; Kurfürst Friedrich hatte schon vorher einen Ablass zugunsten „des heiligen Blutes zu Wilsnack“ erlangt. Der Wallfahrtsort wurde bald eine reiche Einnahmequelle für die Herrschaft.⁴⁾

Auch geistliche Gnaden spendete der Papst für alle Markgrafen; so unter anderem das Recht für sich und ihre Frauen, den Beichtvater selbst zu wählen.⁵⁾ Er erlaubte ihnen, stets einen Tragaltar mit sich führen zu dürfen, vor Tagesanbruch und selbst an Orten, die mit dem Interdikt belegt wären, Gottesdienst für sich halten zu lassen. Für künftige Absolu-

¹⁾ Valois *Le Pape et le Concile* S. 311, Anm. 3. Urk. aus dem Vatikan. Archiv: Eine Obedienzerklärung Albrechts für sich, Markgraf Johann, Herzog Wilhelm und den Landgrafen Ludwig von Hessen vom 12. Dezember 1446.

²⁾ Pücker *a. a. O.* S. 302.

³⁾ Henning, *Die Kirchenpolitik der älteren Hohenzollern in der Mark Brandenburg und die päpstlichen Privilegien des Jahres 1447*, S. 231—232.

⁴⁾ Riedel, *Cod. dipl.* I, 2, S. 149 ff. *Stolles Chr. a. a. O.*, S. 128. Vgl. Hefele *a. a. O.* VII, S. 33. Für des Legaten Cusa Wirken gegen das von ihm als fromme Ausbeutung angesehene Wunder, vgl. Düg, *Der Kardinal Nikolaus von Cusa II*, S. 29. Auf die Seite der Anhänger des Wunders stellt sich Hefele VIII, S. 46—47.

⁵⁾ *Bamberger Kr. A.* S. I, R. 30, Vgl. Riedel, *Cod. dipl.* II, 5, S. 3—4.

tionen wurden ihre Beichtväter mit ganz außergewöhnlichen Vollmachten ausgestattet. Kurfürst Friedrichs Kanzler Sesselmann und Dr. Knorr, erhielten wichtige „Expektanzen“.¹⁾

Da die kirchlichen Verhältnisse der fränkischen Länder, die der geistlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe von Würzburg, Bamberg und Eichstätt unterstanden, dem Papste ein wirksames Eingreifen zugunsten Albrechts unmöglich machten,²⁾ so ergoß sich der Gnadenstrom fast allein über Albrechts Bruder, dem Kurfürsten von Brandenburg.

Kein anderer Fürst des Reiches, außer König Friedrich, wurde so reich bedacht, als er.³⁾

Die Privilegien, die die Päpste Eugen und Nikolaus dem Kurfürsten damals gewährten, haben das Staatskirchentum in der Mark für alle Zeiten begründet.

Damals erhielt der Kurfürst das Recht, die Bischöfe in den drei märkischen Bistümern zu ernennen.⁴⁾ Drei Bullen regelten die geistliche Gerichtsbarkeit in der Mark nach seinem Wunsche,⁵⁾ eine andere Bulle gestattete dem Kurfürsten die ihm unbequemen Praemonstratenser aus dem Domkapitel von Havelberg und Brandenburg zu entfernen und sie durch Weltgeistliche zu ersetzen.⁶⁾

Reiche Frucht trug so Albrechts Mühe dem Lande, dessen Namen auch er im Titel führte.

Aber auch die felicianischen Kurfürsten wurden vom Papste reich bedacht.

¹⁾ Arnolt, Zollerana, Quellen u. Forsch. aus ital. Arch. u. Bibl. I, S. 308—319. über den Kanzler Sesselmann vgl. Stölzel, Brandenbg. Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfass. I, S. 62 ff. Lewinski, Die brandenbg. Kanzlei usw., S. 53 ff.

²⁾ Henning, Die Kirchenpolitik usw., S. 28.

³⁾ Henning, Die Kirchenpolitik usw., S. 11.

⁴⁾ Henning, Die Kirchenpolitik usw. S. 68 ff.

⁵⁾ Henning, Die Kirchenpolitik usw., S. 162 ff.

⁶⁾ Henning, Die Kirchenpolitik usw., S. 226—229.

Das Konzil hatte sich ja noch nicht aufgelöst; selbst als König Friedrich der Stadt Basel das Geleit aufgesagt und alle Reichsstände aufgefordert hatte, Nikolaus „als unzweifelichen Papst“ anzuerkennen,¹⁾ hatten die Väter des Konziles zwar grollend des Reiches Boden verlassen, sich aber von neuem in Lausanne festgesetzt.

„Unersehroden hofften sie auf Gottes Hilfe, der es zum Besten kommen lassen werde.“²⁾ Eine Drohung blieb das Konzil für die Päpste, solange es bestand.

Es kam hinzu, daß die felicianischen Kurfürsten sich eng, unter Hintansetzung aller deutschen Interessen,³⁾ an den französischen König angeschlossen und so einen neuen Käufer für ihre Obedienz auf den Markt gebracht hatten. Freilich keinen allzu ernsthaften, denn Karl VII. hatte nur die Absicht, die Kurfürsten solange von der Obedienzleistung zurückzuhalten, bis er die Versöhnung des Papstes und des Konziles bewirkt hatte.

In der Tat wurde durch seine Vermittlung aus dem „verfluchten Ketzer und Schismatiker“ dem Konzilspapste Felix der „oberste Kardinal der römischen Kirche“,⁴⁾ wurde der „Sohn der Bosheit“ der Kardinal Aleman wieder in Guld und Gnade aufgenommen; zu seinem Grabe wallfahrteten später

¹⁾ Frankfurter St.-A., Reichssachen, 1386 B.

²⁾ So schreibt kurz vor der Übersiedelung des Konziles der Kaplan Slewitzer an Konrad von Weinsberg, Reg. der historischen Kommission München aus dem Oehringer Archiv. Selbst nach der Geleitkundung hielten die Baseler das Konzil noch ein Jahr mit Berufung auf ihre Versprechungen und die Gebote der Gastfreundschaft in ihren Mauern. Pérouse, Le Cardinal Louis Aleman S. 429.

³⁾ Büdert a. a. O., S. 308. Lager, Jakob von Sirk a. a. O. S. 30 ff.

⁴⁾ Seine Abbanungsurtunde bei Rahnalbi, Anneles eccl. eto- ad annum 1449, Nr. 3. „Ein Freudenlicht der Welt anleucht dann Felix Papst Nicolaus weicht“, so singt selbst der Baseler Chronist Herzog- Chron. Alsatie, 415; vgl. Sefele a. a. O., S. 847—850.

die Pilger; durch die Berührung seines Sarges suchten Kranke Heilung von ihren Gebrechen.¹⁾

Nach solchem tragikomischen Ausgang schien der Konzilsgedanke aus der Welt zu schwinden; nur als Drohung, als schreckhaftes Gespenst wurde er noch von den Fürsten in ihren Händeln mit dem Papste benützt.²⁾

Sieben Jahre hatte die Geistlichkeit des Reiches gegen die Kurie „Neutralität“ bewahrt, ihr den Gehorsam verweigert;³⁾ aber nicht noch einmal wie einst nach dem Konstanzer Konzile, schloß die Kurie mit ihr Frieden und Konkordat.

Die Kurie verließ sie, wie sie die Kurie verlassen hatte. Auf ihre Kosten vor allem wurde der Friede zwischen Papst und den Fürsten geschlossen, und den Fürsten mußte die Geistlichkeit ihrer Länder, ohne auch nur gefragt zu werden, in der Obedienzleistung folgen.⁴⁾

Nie hatten die Fürsten des Reiches über ihre Geistlichkeit

¹⁾ Bérrouse, Le Cardinal Louis Aleman, S. 480—482. Seine Heiligsprechung wurde 1527 beschlossen, gleich als wenn Rom diesen von den besten Absichten für eine wirkliche Reform beseelten Franzosen den deutschen Reformatoren als Beispiel hätte zeigen wollen.

²⁾ Haller, Korrespond.-Blatt d. Gesamtvertr. d. Gesch.- und Altert.-Ver., Januar 1910, geht wohl zu weit, wenn er behauptet, daß die von der Kurie gewährten Zugeständnisse geradezu einen Sieg des Staates über die Kirche bedeuteten. „Euch die Macht, mir das Geld,“ wäre die Formel für die Auseinandersetzung gewesen. In der Tat aber war mehr als ein halbes Jahrhundert nach Auflösung des Baseler Konziles die Macht der Kurie im Reiche nicht gebrochen, sondern wurde fast drückender empfunden, als vor der Eröffnung des Konziles.

³⁾ Vgl. Reumont, Gesch. Roms, III, 1, S. 58—59.

⁴⁾ Es ist sehr bezeichnend, daß, als nicht viel später deutsche Prälaten an das versprochene Konzil zu mahnen wagten, ihnen von der Kurie geantwortet wurde, „wann es je nicht anders sein sollt, der Papst verwillt ein Concil, doch also was die Bischöfe reformieren würden, das er den weltlichen Fürsten sonder Vorwissen befehlen würde des zu vollziehen und ezequieren.“ Bericht Dr. Knorrs an Markgr. Albrecht vom Nürnberger Tage 1451. Archiv f. österr. Geschichtsquellen XII, S. 351.

und selbst über die in ihren Gebieten gelegenen Bistümer so große von Rom anerkannte Macht als nach dem Baseler Konzile.

Diese neue Machtstellung und das durch sie bedingte Sinken des päpstlichen Einflusses auf den einzelnen Kleriker und damit auf die Laien,²⁾ bleibt das einzige wichtige Ergebnis des großen Reformwerkes der Kirche.

Zur Beendigung des Schisma hatte durch persönliche Tätigkeit kein anderer mehr beigetragen, als Markgraf Albrecht.

Ein Panegyrikus aber auf ihn ist deshalb doch nicht am Platze. Freilich hatte er die Kette der französischen Intrigue gesprengt, der Mehrheit der Kurfürsten Halt geboten, die schon an die Neuwahl eines römischen Königs,³⁾ an die Trennung des Reiches in der Konzilsfrage von allen anderen Völkern Europas dachte.

Durch seine Wirksamkeit vor allem hatte sich das zum Spott gewordene Konzil aufgelöst. Wenn man an der Kurie noch ein Jahrzehnt später Albrecht als einen Mann rühmte, „dessen ausgezeichnete Tüchtigkeit wir alles verdanken“, so war das keine allzu große Übertreibung.

Aber nicht aus Born über die fremden Scharen, die in deutschen Landen raubten und plünderten, hatte Albrecht, der einstige geheime Unterhändler beim Dauphin, gegen Frank-

¹⁾ v. Srbik, Die Beziehung von Staat und Kirche in Österreich während des Mittelalters, Forsch. z. inneren Gesch. Österreichs, Bd. I, S. 13. Hennig, Die Kirchenpolitik usw., Einleitung u. S. 29.

²⁾ Gerade deshalb kann von der wiedererlangten „Allmacht“ der Päpste über die kirchl. Organe, von der Maurenbrecher, (Gesch. der katholischen Reformation, S. 31) spricht, keine Rede sein; vgl. Meisterlins Ahnung (Städte-Chroniken III, S. 379): „Durch die Protestation meinten die Erzbischöfe und Bischöfe mächtig zu werden, daß man sie zu keinem Gehorsam mehr bringen mochte und arme Priesterschaft und sonst Laien in ihren Rechten unterdrückt werden.“ Vgl. auch Werner, über den Verfasser und den Geist der sogen. Reformation des Kaiser Sigmunds. Hiftor. Vierteljahrsschrift ed. Seelinger, Bd. V, S. 484.

³⁾ Janssen, Frankf. Reichsk. II, S. 20—21.

reichs König Partei ergriffen; nicht weil er des Papstes Sache für die bessere hielt, war er gegen das Konzil aufgetreten, auch nicht um dem Reiche Neuwahl, Krieg und Aufruhr zu ersparen, hatte er der Mehrheit der Kurfürsten Troß geboten.

Nichts Geringes führte er im Schilde, und nur für große Taten konnte er sich großen Dank verdienen.

Gut und Blut, die Macht seiner Persönlichkeit und seiner Beziehungen hatte er für den römischen König und auch für den Papst eingesetzt, hatte sich wieder einmal „zu Tod gedient“; aber den Preis für solchen Dienst hatte er immer im Auge behalten.

Ihren Dank, so dachte er, sollten ihm die „Oberhäupter der Welt“ durch ihre Unterstützung abstaten, in dem von ihm seit langem geplanten Kampfe gegen des Reiches freie Städte.